This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

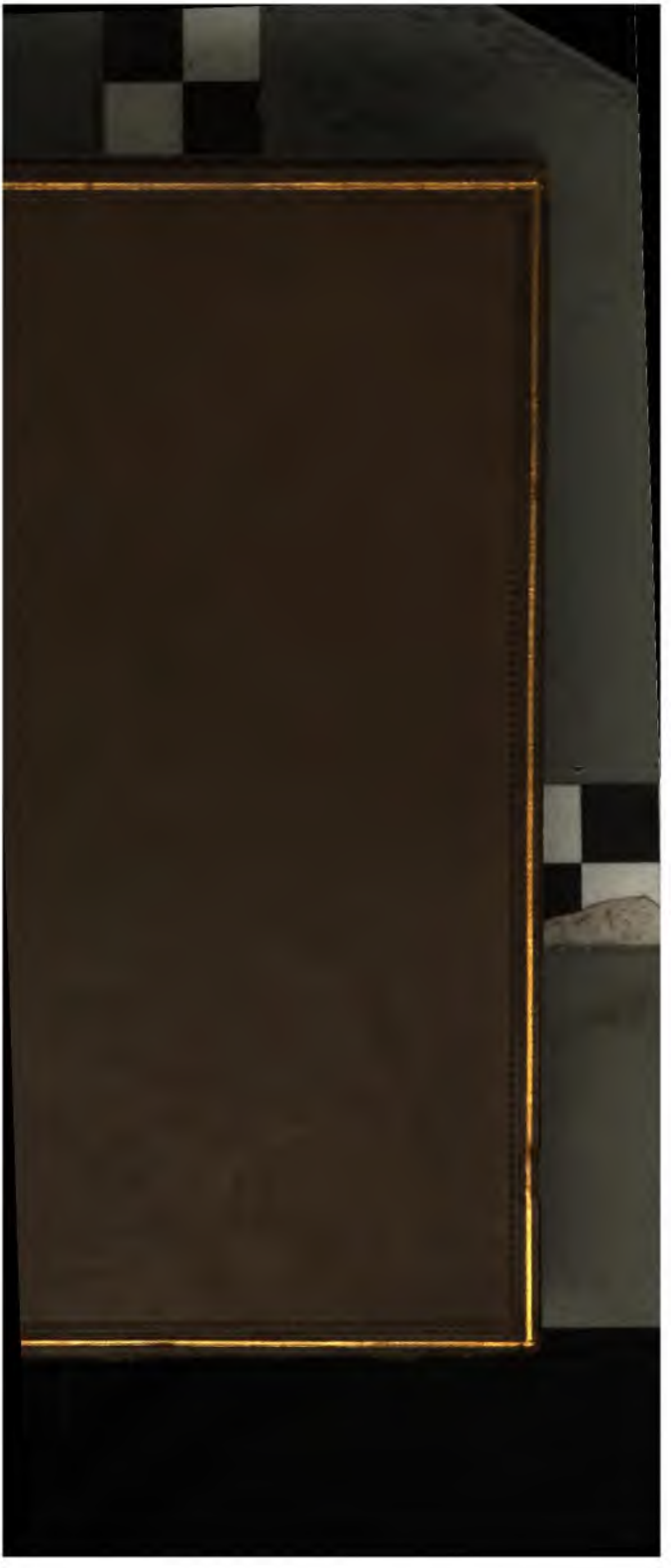
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

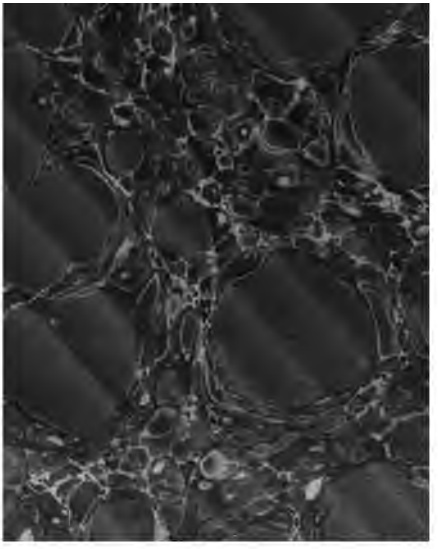
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

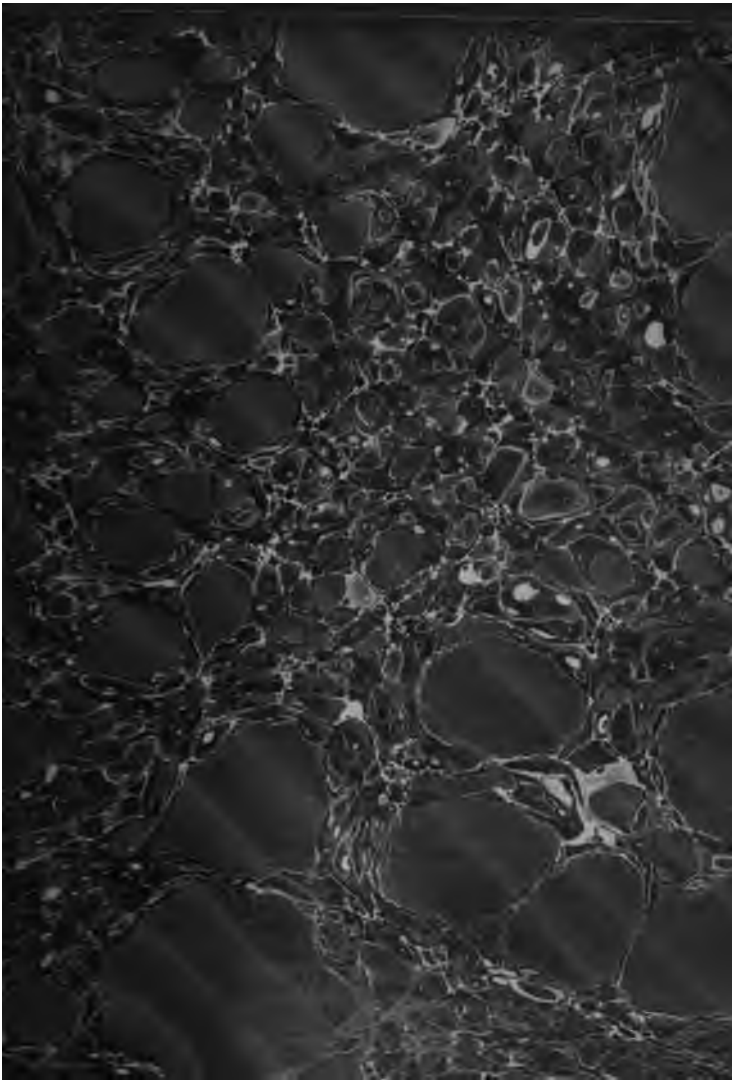
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`





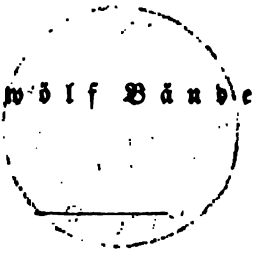


18853 f. 77

Schillers

ſämmtliche Werke

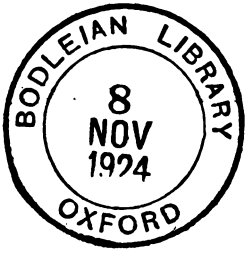
in zwölf Bänden.



Eilfter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1838.

D.


BODLEIAN LIBRARY
8
NOV
1924
OXFORD

Inhalt.

Seite

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter 3

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs. Ein Fragment 17

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I 30

Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV vorangingen, bis zum Tode Karls IX 63

Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahr 1547 202

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville . . 207

Vorrede zu der Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot von M. M. bearbeitet 311

Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval 319

Ueber Anmuth und Würde 325

Ueber das Pathetiſche 396

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden . . 429

Ueber die tragiſche Kunſt 447

Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände 475

Kleine

Schriften vermiſchten Inhalts.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.*

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches, im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m., waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beim Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andere Anläſſe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem erſten Bande der erſten Abtheilung der von dem Verfaſſer herausgegebenen hiſtoriſchen Memoires vorgedruckt wurde.

[illegible] darauf auf immer verlieren

Die Thorheit und Raserei, welche den
züge erzeugten, und die Gewaltthätigkeite
führung desselben begleitet haben, können
Gegenwart begränzt, nicht wohl einladen
weilen. Betrachten wir aber diese Begeben
hang mit den Jahrhunderten, die ihr vorh
denen, die darauf folgten, so erscheint sie
stehung zu natürlich, um unsere Verwunder
zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser
ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht
fachen, so ist diese Expedition der Christen
Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothw
ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununter
die historischen Prämissen dieser Begebenh
Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfal
man auf ihre Wirkungen, so erkennt man
merklichen Schritt, wodurch der Aberglau
nfing zu verbessern, die er dem menschlich

aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland; und man weiß, daß er dieſes bei ſeiner Glückſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie einmal gab, nie zurücknimmt: wir haben Menſchenfreiheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung

omiſchen Staat entwickeln, und mußte da
othwendig die traurige Zeitſtrecke vom v
ehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſch
alten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtre
efahr, die Ordnung unglücklich zu ver
leichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und da
darauf folgte, eine nothwendige
fern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber
hten hinter dem Heerzuge Alexanders kein
ten auf? Warum ſehen wir Sina, z
ier verdammt, in ewiger Kindheit altern
Menſchlichkeit erobert hatte, weil die klei
chen unter den Millionen des großen Kö
ſich die Horden der Mantſchu in dem u
erkbar verloren. Nur die Menſchen hatt

die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet. Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers; Peſt und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill, und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Colonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen

ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt de
höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden
Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſte
den Wilden feſſeln, muß das ſchrecklich

Und nun entfernen ſich alle fremden F
der Natur. Zerbrochen werden die Bri
und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und
Kaufmann eilt heim, und das ländergat
naſtet am Strande. Eine Wüſte von Gr
ine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor de
in, der ganze Welttheil wird geſchloſſe

Ein langwieriger, ſchwerer und merl
innt jetzt: der rohe germaniſche Geiſt rin
nes neuen Himmels, mit neuen Leidenſc
iels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des
r in dem neuen Vaterland noch in tauſe
llt; und wehe dem Nachfolger eines C
errſcherbühne des Trajanus ſich Trajan

auf, das nachgelaſſene Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Unmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Deſpotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das ſpätere Geſchlecht bei dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Deſpotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Gluth ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechzehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

... Schlachten,
...liebe gegen den stärkern Zwang der Ue
...er Mensch endlich das Theuerste an i
erhabenste Anstrengung griechischer und
sich nie über bürgerliche Pflichten gesch
in einem einzigen Weisen, dessen Nam
...urf seines Zeitalters ist: das höchs
...n in ihrer Heldenzeit brachte, wurde d
... Beim Ablauf des Mittelalters allei
...a einen Enthusiasmus, der einem höl
...as Vaterland opfert. Und warum nu
...ur einmal diese Erscheinung? Weil
...ier nur am Ausgang des Mittelalters
...s mit dem Licht des Verstandes zus
...in noch männliches Geschlecht in die
...liefert wurde.
...ch das ganze Gebiet der Geschichte se
... der Staaten mit der Entwicklung i
leichen Schritt beobachten. Staaten ...

zen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen.*

* Freiheit und Cultur, so unzertrennlich beide in ihrer höchsten Fülle mit einander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Cultur, aber nichts ist der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Cultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Cultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freiheit und Cultur sich bei ihm vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freie Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder

Es iſt nicht das Blut ihrer Anherren
ihres Stammes, der unſere Väter vor
drückung bewahrte, denn ihre gleich fre
Turkomanen und Mantſchu, haben il
Deſpotismus gebeugt. Es iſt nicht der
Himmel, der ihnen dieſes Schickſal er
dieſem Boden und unter eben dieſem
und Britten, Hetrurier und Luſitaner d
uldet. Das Schwert der Vandalen u
Schonung durch den Occident mähte, un
eſchlecht, das den gereinigten Schaupl
inem tauſendjährigen Kriege unübern
nd die Schöpfer unſers jetzigen Glücks
en Geiſt der Ordnung in den zwei ſchreckl
ieder, welche die Geſchichte aufweiſet.
Ich glaube dieſer langen Ausſchweifu

---

ihres Nutzens, oder der ſchlimmen

ſchuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniß geſponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt, und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beim Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſſenen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraciſchen Bosporus ſeiner Freiheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke,

... lusterne Europa z
rd es das ungewisse Geleit des Arkturs en
e Regel in sich selbst, zuversichtlich auf
wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in
r hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr
wehen auf seinen Burgen. In seinem
it, um an den Ufern des Euphrats zu glä
das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit un
rengewalt auf, und vergönnt seinen Sklave
ur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet
Fessel dar, die ihn schmückt, aber den
igt. Die Majestät der Könige richtet sich
aven des Ackers zu Menschen ged
der Verwüstung hebt sich, dem Elend a
fruchtbares Land, Bürgergemeinh
allein, der die Seele der Unternehmu
ie ganze Christenheit für seine Größe
der römische Hier...

den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein unmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im eilften Jahrhundert — ſeines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Dictator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Factionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders läßt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Throns zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt

n Welttheile mit — eine unendlich wicht
ie Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel
rs.

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs.

Ein Fragment.*

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im eilften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammscharakter trugen und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Local anbieten müſſen, wenn ſich in der Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch ſo verſchieden bewohnten, noch ſo verſchieden bebauten Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

ı mittäglichen, der Einfluß der gebild
ıweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierar
öftere Verkehr mit den Griechen in
ıt ohne Folgen für die Bewohner derſ
ıaren ihre Wirkungen doch zu unmerkli
ſchwach, um das feſte generiſche Gepr
ionen in ihre neuen Wohnſitze mitgeb
ſchen, oder merklich zu verändern. Da
ıtsforſcher an den entlegenſten Enden v
ı und Britannien, an der Donau und
und an der Elbe, im Ganzen eine G
ıſſung und der Sitten wahr, die ihn u
erun. ſetzt, da ſie ſich mit der größte
einem faſt gänzlichen Mangel a. wechſ
zuſammen findet. So viele Jahrhun
ılkern hinweggegangen ſind, ſo große Ve
ſo viele neue Lagen, eine neue Religion
künſte, neue Gegenſtände der

verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von innen, von außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt und noch ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalſtädte und freie Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entfernten Zeiten zurückgehen und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bunde beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs

Menſchenbeute und Ländertheilung aus.
n erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer
eerführer den größten; aber frei, wie die
er, waren auch die Güter, und was einer
e, blieb ſein auf immer, mit völliger U
ar der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt
darauf gab, ſchon geleiſtet.

as Schwert mußte vertheidigen, was da
n hatte, und das Erworbene zu beſchützen,
Mann eben ſo wenig fähig, als er es ein
würde. Der kriegeriſche Bund durfte
n nicht auseinander fallen; Rottenführer u
n, und die zufällige temporäre Hordenverei
ehr zur anſäſſigen Nation, die bei eintreten
h, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls
da ſtand.

n jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit

Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrigen. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von auserleſenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge, die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte

...ge an ſeiner Seite fechten konnten. D
Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke La
Genuß derſelben an andere minder ve
ßer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen krieg
mit der Vertheidigung des Staats nichts
bloß die Perſon des Verleihers anging
ten. Bedurfte Letzterer dieſer Dienſte n
te der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſi
nießung der Ländereien wieder auf, deren
ingen ſie waren. Dieſe Ländervertheilun
und veränderlich, ein wechſelſeitiger Ver
ine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Ze
ufgehoben durch den Tod. Ein Stück La
rliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficiu
von dem Freigut (Allodium), welches
üte eines Andern, nicht unter beſondern
uf eine Zeitlang, ſondern von Rechtswe
Beſchwerde als die Verpflichtung zu
...ige Zeit...

der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines Andern werden, aber die oberlehensherrliche Gewalt des ersten Verleihers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut, wie jeder Andere, mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Rang auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil sie sich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rücksicht auf den jedesmaligen

welcher gleichfall
jen hafteten. Dem Heerführer, den man
en Boden nunmehr König nennen kann,
dem Volke Häupter vorzuſetzen, Streitigk
Richter zu beſtellen und die allgemein
e zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe
nach geſchehener Niederlaſſung und im F
on noch immer ihre kriegeriſche Einricht
eſtellte alſo Vorſteher über die Länder,
gleich war, im Kriege die Mannſchaft anz
ovinz ins Feld ſtellte; und da er, um Re
treitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall
ſeyn konnte, ſo mußte er ſich vervielfäl
in den verſchiedenen Diſtricten durch
räſentiren laſſen, welche die oberrichterli
Namen darin ausübten. So ſetzte er
vinzen, Markgrafen über die Gränzprov
Gauen, Centgrafen über kleinere Diſtrict
Bürden wurden gleich

Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Districte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advocaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiscus; Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Clerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich, im Falle der Widersetzung, mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freien verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eigenen Kräften

ten Räubereien vorzüglich ausgeſetzt war, i
) Vaſallen unter den mächtigen Baronen
en Vaſallen der Krone waren alſo zugleich
oder Eigenthumsherren, und hatten ſelbſt ſch
er ſich, deren Arm ihnen zu Gebote ſtand.
ch Lehenträger der Krone, und Lehen
erfaſſen; das Erſte gab ihnen Abhängigkei
den Geiſt der Willkür bei ihnen nährte. A
en ſie unumſchränkte Fürſten; in ihren Leh
Hände gebunden, jene vererbten ſich vom Va
: kehrten nach ihrem Ableben in die Hand d
ick. Ein ſo widerſprechendes Verhältniß kon
and haben. Der mächtige Kronvaſall äu
reben, das Lehen dem Allodium gleich zu ma
unumſchränkt zu ſeyn, und jenes, wie dieſe
nen zu verſichern. Anſtatt den König in de
in der Grafſchaft zu repräſentiren, wollt
iſentiren, und er hatte dazu gefährliche

Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieſer Provinz anſäſſig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zu Lehen, oder ſie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſchonen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbeſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloſſen; und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinem Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beiſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehensherrſchaft gönnte, und ſich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten und

...gen Gütern erbliche L
Eigenthumsherren aus Vasallen, von d
äußern Schein beibehielten. Viele Lehe
den auch dadurch erblich, daß die Ursac
man dem Vater das Lehen übertragen h
Sohn und Enkel noch statt fand. Beleh
König einen sächsischen Großen mit dem F
weil derselbe in diesem Lande schon an All
vorzüglich im Stande war, es zu beschütz
uch von dem Sohn dieses Großen, der di
nd war dieses mehrmals beobachtet word
bservanz, welche sich ohne eine außerorden
nd ohne eine nachdrückliche Zwangsgewal
ßen ließ. Es fehlt zwar auch in später
Beispielen solcher zurückgenommenen Le
chtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art,
t, daß es Ausnahmen von der Regel
ner noch erinnert werden, daß diese Ve
edenen Ländern, mehr oder mind

weil die Willkür des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der Staatsbegebenheiten zu den [illegible] Friedrichs I.*

Der heftige Streit des Kaiſerthums mit
egierungen Heinrichs IV und V ſo ſtürn
ch endlich (1122) in einem vorübergehenden
ıd durch den Vergleich, welchen Letzterer
ɜ II einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſ
herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte
ammenhängenden Politik Gregors VII
er, gewaltſam von dem Weltlichen geſchied
ete nun im Staate und neben dem Staat
wo nicht gar feindſeliges Syſtem. Das
ons, durch Ernennung der Biſchöfe [illegible]
[illegible]

unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche, blutbeſchuldete Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domcapitel in der Wahl eines Biſchofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen Theil ihres vorigen Einfluſſes gerettet, und der Zwieſpalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch dieſen wenigen geretteten Ueberreſten der vormaligen Kaiſergewalt ſtellte die Herrſchſucht der folgenden Päpſte nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt ſo tief als möglich neben ſich zu erniedrigen.

Die gefährlichſte Stelle in der Chriſtenheit war jetzt unſtreitig der römiſche Kaiſerthron; gegen dieſen zielte die aufſtrebende päpſtliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote ſtanden, mit allen Fallſtricken ihrer verborgenen Staatskunſt. Deutſchlands Verfaſſung erleichterte ihr den Sieg über ſeinen Oberherrn; der Glanz des kaiſerlichen Namens machte ihn ſchimmernd. Jeder deutſche Fürſt, den die Wahl ſeiner Mitſtände auf den Stuhl der Ottonen ſetzte, brach eben dadurch mit dem apoſtoliſchen Stuhl. Er konnte ſich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode ſchmückte. Zugleich mit dem kaiſerlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpſte durchaus unvereinbar waren, und ſeine kaiſerliche Ehre, ſein Anſehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiſerwürde legte ihm auf, die Herrſchaft über Italien und ſelbſt in den Mauern Roms zu behaupten;

Die Frage iſt der Erörterung wert
ſtaatskundigſten Kaiſer ſo hartnäckig dara
ſprüche des deutſchen Reichs auf Italien
ungeachtet ſie ſo viele Beiſpiele vor ſich
der Gewinn der erſtaunlichen Aufopferun
geachtet jeder italieniſche Zug von den D
ſo ſchwer gemacht, und die nichtigen Kr
und des Kaiſerthums in jedem Betracht
werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt d
ſres Betragens nicht; es iſt höchſt wahr
Anerkennung in Italien auf die einheimi
Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Ei
ß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hülfe bed
rch Wahl allein, ohne Mitwirkung des E
ron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiſc
chte, ſo konnte der Ertrag des Eroberten
oberung kaum bezahlen, und die Quelle ve
das Schwert in die

des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Oeſterreich, und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwei vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nur noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht auf den Kaiſerthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrecht endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte erſt kürzlich die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verewigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bei dem neuaufzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die deutſche Wahlfreiheit aufs neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man ſich kaum losgerungen hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſchloß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde

Herzog Friedrich, und
neuen Kaiſer zu unterwerfen.
Lothar von Sachſen war ein
tapferer und ſtaatsverſtändiger F
den beiden vorhergehenden Regie
meine Achtung Deutſchlands erwo
diſche Freiheit in mehreren Schlacht
fochten, ſo befürchtete man um ſo
verſucht werden könnte, ihr Unterdrü
rerer Sicherheit ließ man ihn eine
ren, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſo
ſehr enge Gränzen ſetzte. Lothar hat
aufdringen laſſen, dennoch machte er
um ihn zu beſteigen.
Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da
Verminderung des kaiſerlichen Anſehe
änderte doch der Purpur ſeine Geſinnu
ige Tochter, die Erbin ſeiner
h ihre Hand

und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zuſprach. Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

dem Schwager Friedrichs, und von sein
heißen. Herzog Friedrich erschien end
neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben
tapferer und staatsverständiger Fürst.
den beiden vorhergehenden Regierungen
meine Achtung Deutschlands erworben.
dische Freiheit in mehreren Schlachten ge
fochten, so befürchtete man um so weniger
versucht werden könnte, ihr Unterdrücker z
erer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlc
en, die seiner Macht im Geistlichen sowoh
ehr enge Gränzen setzte. Lothar hatte
ufdringen lassen, dennoch machte er de
m ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er
n Verminderung des kaiserlichen Ansehe
änderte doch der Purpur seine Gesinnun

und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zuſprach. Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm
ie lombardiſche Krone auf; in Toscan
anze dort mächtige Adel als König. Aber
rklärung machte alle diejenigen Staaten
elche mit jener Stadt in Streitigkeiten leb
ch Papſt Honorius II auf die Seite ſei
d den Bannſtrahl gegen ihn ſchlenderte, ſ
urpzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wu
r ihm verlaſſen, als er darin erſchienen
te Lothar die Stadt Speyer belagert, un
ſammt durch die Gegenwart der Herzogi
Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſ
brichs, ſie zu entſetzen, in ſeine Hände
inigte Macht des Kaiſers und ſeines E
enſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr
t Ulm, von dem Herzog von Bayern ero
gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit ein
rückte, ſo entſchloſſen [illegible]

Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Cardinälen zu übertragen. Fünf von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Cardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk und Adel gefaßt, ſich aufs hartnäckigſte zu vertheidigen.

elend umher irrte, in Italien kein
ihm holde Seele beſaß, und von der
linge lebte, hielt er ſtandhaft über de
und der Kirche. Wenn jede andere
die perſönlichen Eigenſchaften derer,
übertragen iſt, zu gewiſſen Zeiten ei
ſo war dieſes kaum jemals der Fall
Oberhaupt. So ungleich ſich auch di
Denkart und Fähigkeit ſeyn mochten
förmig, ſo unveränderlich war ihre
ihr Temperament, ihre Denkart ſchi
einzuflößen; ihre Perſönlichkeit, möch
ihrer Würde, und die Leidenſchaft erl
Krone. Obgleich mit jedem hinſcheid
der Thronfolge abriß, und mit jed
friſch geknüpft wurde — obgleich kein
oft ſeinen Herrn veränderte, ſo ſtürz
miſch verlaſſen wurde, ſo war dieſe
in der

Kirchenverſammlung feierlich verfluchte. Dieſes Anathem galt beſonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterſtützte und durch ſeine reißenden Fortſchritte im untern Italien den Muth dieſer Partei nicht wenig erhöhte.

Da ſich die Geſchichte Siciliens und Neapels und der Normänner, ſeiner neuen Beſitzer, mit der Geſchichte dieſes Jahrhunderts aufs genaueſte verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freiſing auf die normänniſchen Eroberungen aufmerkſam gemacht haben, ſo iſt es dem Zweck dieſer Abhandlung gemäß, auf den Urſprung dieſer neuen Macht in Italien zurückzugehen und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert aufs neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heutzutage dem däniſchen Scepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ocean. So lange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Gränzen bedrohte. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Corſaren im Süden, und im Weſten den Normännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löste ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitaniſchen

ıren Landung. Weggeführt ward Alles,
nnte; der pflugziehende Stier mit dem
Menſchenheerden in eine hoffnungsloſe K
ıer Reichthum im inneren Lande machte
r ſchwache Widerſtand immer kühner, r
inde, welche ſie den Einwohnern gönnte
ſto zahlreicher und deſto gieriger zurück

Gegen dieſen immer ſich erneuernden F
ın dem Throne zu hoffen, der ſelbſt wa
ımächtiger Schattenkönige, die unwürdi
arls des Großen, entehrte. Anſtatt de
n Barbaren Gold, und ſetzte die ganze
inigreichs aufs Spiel, um eine kurze Erh
ie Anarchie des Lehenweſens hatte das V
es die Nation gegen einen gemeinſchaftlic
nnte, und die Tapferkeit des Adels zeigt
rben des Staats, den ſie vertheidigen

Einer der unternehmendſten Anführer d

zum Brautſchatz das ganze Küſtenland anbieten, welches den normänniſchen Verheerungen am meiſten bloßgeſtellt war. Ein Biſchof führte das Geſchäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Chriſt werden ſollte. Rollo rief ſeine Corſaren zuſammen, und überließ den Gewiſſensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführeriſch, um nicht ſeinen nordiſchen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer ſeiner Gefährten wurde abgeſchickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu ſeyn; ſeine Geſetze bewirkten bei dieſem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Corſaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, ſobald ſie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen ſanften Tacte des Landlebens verlor ſich allmählich der Geiſt der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieſes Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Geſetzen, und ein barbariſcher Eroberer mußte es ſeyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vaſallen widerſtehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs weſtliche Küſte bewachten, hatte es von keiner normänniſchen Landung mehr zu leiden, und die ſchimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegeriſche Geiſt der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Dieſe Provinz Frankreichs ward die Pflanzſchule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verſchiedenen Zeiten zwei Heldenſchwärme aus, die ſich an

Unter allen Provinzen Italiens ware
und die Inſel Sicilien viele Jahrhunde
würdigſten geweſen. Hier unter dem glüc
Griechenlands, wo ſchon in den frühe
Cultur aufblühte, wo eine ergiebige
Pflanzungen mit freiwilliger Milde pfle
ſegneten Inſel, wo die jugendlichen Staa
Leontium, Syrakus, Selinus, Himera, i
ſich brüſteten, hatten gegen Ende des
Anarchie und Verwüſtung ihren ſchrecklic
gen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfa
Leidenſchaften und Laſter der Menſchen
nirgends mehr Elend wohnen, als in den
welche die Natur zu Paradieſen beſtimm
Zeiten ſtellten Raubſucht und Eroberung
neten Inſel nach; und ſo wie die ſchön

in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Longobarden verbreitet, und arabiſche Corſaren mit dem Schwerte in der Hand ſich Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Unterthan nach dem longobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Lande auszuſtrecken, auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Diſtrict desſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien traten nunmehr aufs neue unter griechiſche Hoheit zurück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Saracenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angränzenden Sicilien herüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß Jeder an ſich, was er konnte, und verband ſich, je nachdem es ſein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten ſich nach republicaniſchen Geſetzen. Mehrere longobardiſche Geſchlechter genoſſen unter dem Schirm einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem römiſchen oder griechiſchen Reich eine wahre Souveränetät in Benevent, Capua,

... und nährten die ...
Das Volk wußte heute nich...
und der Säemann war un...

Dieß war der klägliche ...
neunten, zehnten und eilfte...
cilien unter arabischem Scept...
noß. Der Geist der Wallfahr...
ten Jahrhunderts, der gedrohte...
in den Abendländern lebendig...
auch einige normännische Pilge...
Zahl, nach Jerusalem. Auf i...
Neapel ans Land und erschienen...
arabisches Heer diese Stadt belag...
mit beschäftigt waren, sich durch ...
des zu entledigen.

Ungern genug hatten diese streit...
nisch mit der Pilgertasche vertauscht;
bei dem kriegerischen Anblick leben...
Häupter der Ungläubi...
tere Vorb...

Feind gefaßt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung verſprach. Mit begierigen Ohren horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bei ſeiner neuen Lebensart das corſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung; mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs; Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die

durch kein Geſetz gezügelt, verewigten
Boden, und nährten die Fackel eines ir
Das Volk wußte heute nicht, wem es n
und der Säemann war ungewiß, wen

Dieß war der klägliche Zuſtand d
neunten, zehnten und eilften Jahrhu
cilien unter arabiſchem Scepter einer r
noß. Der Geiſt der Wallfahrt, welcher
ten Jahrhunderts, der gedrohten Annähe
in den Abendländern lebendig wurde,
auch einige normänniſche Pilger, fünf
Zahl, nach Jeruſalem. Auf ihrer He
Neapel ans Land und erſchienen zu Sa
arabiſches Heer dieſe Stadt belagerte, u
mit beſchäftigt waren, ſich durch eine G
des zu entledigen.

Ungern genug hatten dieſe ſtreitbaren
niſch mit der Pilgertaſche vertauſcht; der
bei dem [illegible]

Feind gefaßt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung verſprach. Mit begierigen Ohren horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bei ſeiner neuen Lebensart das corſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung; mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs; Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die

averſa bauten — ihre erſte feſte Be
Erde, errungen durch Tapferkeit, ab
vielleicht die einzig gerechte, deren ſie

Die normänniſchen Ankömmlinge n
landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfrei
Brüder, Wilhelm, der eiſerne Arm,
beurlauben ſich von neun andern Brü
Tancred von Hauteville, um in der ne
der Waffen zu verſuchen. Der griech
Apulien beſchließt eine Landung auf Sici
keit der Gäſte wird aufgefordert, die Gef
zu theilen. Ein ſaraceniſches Heer wird ge
führer fällt unter dem eiſernen Arm. Der
Normänner verſpricht den Griechen die
ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre B
noch das Wenige verlieren, was auf dem
roch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem
ur Rache gereizt, kehren die Normänner
Waffen

aus; jedem normänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der Verſchlagene), war herangewachſen, und die künftige Größe verkündigte ſich ſeinem ahnenden Geiſt. Mit zwei andern Brüdern machte er ſich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürſtenthümer angelt. Gern erlaubten die deutſchen Kaiſer, Heinrich II und III, dieſem Heldengeſchlechte, zu Vertreibung ihres verhaßteſten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verſpritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländiſche Reich, was für das morgenländiſche verloren war, und mit günſtigem Auge ſehen ſie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachſen. Aber die Eroberungsplane der Normanner erweitern ſich mit ihrer wachſenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meiſter, bezeigen ſie Luſt, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römiſchen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papſt Leo IX erſt kürzlich von Kaiſer Heinrich III zum Geſchenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papſt ruft gegen ſie den mächtigen Kaiſer zu Hülfe, der zufrieden iſt, dieſe kriegeriſchen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vaſallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen ſollte. Leo IX bedient ſich gegen ſie der nimmer fehlenden apoſtoliſchen Waffen. Der Fluch wird über ſie ausgeſprochen, ein heiliger Krieg wird gegen ſie gepredigt, und der Papſt hält die Gefahr für drohend genug, um mit ſeinen Biſchöfen in eigner Perſon an der Spitze ſeines heiligen Heers gegen ſie zu ſtreiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieſes Heers und

ſeiner Ueberwinder kann ſeine Gefangenſch

Der Einnahme Apuliens folgte bald d
labriens und des Gebietes von Capua. D
ſchen Hofes, welche nach mehreren mißlun
Unternehmen entſagte, die Normänner a
zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren
Uebel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen
Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guis
beſtätigte Papſt Nikolaus II dieſem Erob
Calabrien und Apulien als päpſtliches
Haupt von dem Kirchenbann, und reicht
Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine
der Normänner mit dem Geſchenk dieſer F
nen konnte, ſo kam es doch keineswegs de
zu, dieſe Großmuth zu beweiſen. Robert
genommen, das dem erſten Finder gehört
ſchen, oder, wenn man will, von dem de
die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mi

der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten ſich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der normänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der normänniſchen Herrſchaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und ſeinen Nachkommen überlaſſen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letztern Stadt regierenden Fürſtenhauſes, welches aber den kurzen Frieden mit der römiſchen Kirche unterbricht und zwiſchen Robert Guiscard und dem Papſt einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII, der gewaltthätigſte aller Päpſte, kann einige normänniſche Edelleute, Vaſallen und Nachbarn ſeines Stuhls, weder in Furcht ſetzen, noch bezwingen. Sie trotzen ſeinem Bannfluch, deſſen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiſer zu Boden ſchlagen, und eben der herausfordernde Trotz, wodurch dieſer Papſt die Zahl ſeiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unverſöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe deſto wichtiger. Um Kaiſer und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien ſchmeicheln. Bald bedarf er in Rom ſelbſt ſeines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutſchen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu ſeinem Beiſtand herbei, der auch wirklich

verſtorbene normänniſche Fürſt, Robert Gu
lien und Sicilien ſo gefürchtet machte,
Griechen, die er in Dalmatien und M
ſelbſt in der Nähe ihrer Kaiſerſtadt ängſ
Unmacht rief gegen ihn die Waffen u
it Venedig zu Hülfe, die durch die reiße
r neuen italieniſchen Macht in ihren T
ſchaft des adriatiſchen Meers fürchterlich

Auf der Inſel Cephalenia ſetzte endlic
eiz, der Tod ſeinen Eroberungsplanen ei
nlichen Beſitzungen in Griechenland,
ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohe
nt, der ihm an Tapferkeit nicht nachſt
acht noch übertraf. Er war es, der den
r in Griechenland erſchütterte, den Fanat
r den Entwürfen einer kalten Vergröſſeru
n ließ, in Antiochien ſich ein anſehnli
g, und allein von dem frommen Wal

meſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer
wandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe
Konſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merk-
dige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines
egüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf
Glück aus ihrer Heimath auswandern, und, durch nichts
ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben,
ſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem
ſtande widerſtehen, und noch Kraft genug übrig haben,
wärtige Throne zu erſchüttern.
Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm
ſeinen calabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber
n vierzig Jahre nach Roberts Tode verloſch ſein Geſchlecht.
: normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden
mehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz
ommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sici-
ı, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben ſo gutthätig
) mild, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den
hm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten.
einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche
walt zu verſchlingen drohten, wo ſie den Kaiſern in Deutſch-
d das Recht der Inveſtituren entriſſen und die Kirche von
ı Staat gewaltſam abgetrennt hatten, behauptete ein nor-
nniſcher Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiſer
ten aufgeben müſſen. Graf Roger drang dem römiſchen
ahle für ſich und ſeine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung
auf ſeiner Inſel die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen
zuüben. Der Papſt war im Gedränge; um den deutſchen
ſern zu widerſtehen, konnte er die Freundſchaft der Nor-
ıner nicht entbehren. Er erwählte alſo den ſtaatsklugen
3weg, ſich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten,

Gewalthaber auf der Insel
folger fuhren fort, dieses wichtige
geborner Legaten des römischen S
unter dem Namen der sicilianischen
herigen Regenten dieser Insel beha

Roger der Zweite, der Sohn des
der die ansehnlichen Staaten, Apuli
Grafschaft Sicilien einverleibte, und s
Macht erblickte, die ihm Kühnheit
Palermo die königliche Krone aufzusetze
nöthig, als sein eigener Entschluß und
ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupt
kluge Aberglaube, der seinen Vater un
hatte, die Anmaßung fremder Länder
päpstlichen Schenkung zu heiligen, bew
Sohn, seiner angemaßten Würde durc
Hand die letzte Sanction zu verschaffen.
damals in der Kirche ausgebrochen wa
Absichten

unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch ſeine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt, und geholfen hatte, die griechiſchen Staaten gegen dieſen Eroberer zu vertheidigen, waffnete ſich aufs neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojoannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegeriſcher Macht zwar der ſchwächſte unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete den Kaiſer Lothar, daß das normänniſche Reich im untern Italien und die Anmaßung der ſicilianiſchen Königswürde durch Roger mit der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unverträglich ſeyen, und daß es dem

... war jetzt zahlreicher, die
en Adels war mit ihm, und die Tap
ufen kämpfte für seine Sache. Die lom
n, jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit na
iegsheere abzuwägen, mit welchen sich die
gten, huldigten seiner unwiderstehlichen
derstand öffnete ihm die Stadt Mailand ih
en Reichstag in den roncalischen Feldern
lienern ihren Oberherrn. Darauf theilte
ine Hälfte unter der Anführung Herzog Hein
as Toscanische drang, die andere unter
mando des Kaisers, längs der adriatischen
Weges gegen Apulien anrückte. Der grie
Republik Venedig hatten Truppen und
srüstung hergeschossen. Zugleich ließ d
ls schon eine bedeutende Seemacht, ein
Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätz
tzt schien es um die normännische Macht
und nicht ohne Theilnehmung ...

der andern, und von dem feſten Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancreds Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiſer und Papſt, bei dem Belehnungsact dieſes Herzogs berechtigt ſeyn ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame thätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſte und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Bononien mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu

:genpapſtes für nichtig erklärte und ſei
ermals mit dem Bannfluche belegte. J
ch dem Beiſpiel des Leo, in Perſon geg
rſten zu Felde, aber auch er mußte,
ſe Verwegenheit mit einer gänzlichen
rluſt ſeiner Freiheit bezahlen. Roger a
Frieden mit der Kirche, der ihm um
Venedig und Konſtantinopel mit einer
hten. Er erhielt von dem gefangenen P
r ſein Königreich Sicilien; ſeine beiden
rzoge von Capua und Apulien anerkann
dieſe mußten dem Papſt den Vaſallen-
einem jährlichen Tribut an die römiſc
er die Anſprüche des deutſchen Reichs
derentwillen doch Innocentius ſelbſt d
n bewaffnet hatte, wurde bei dieſem A

Unfehlbar war der Plan dieſes Kaiſers geweſen, daß ihm ſein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachſen, auf dem Kaiſerthron folgen ſollte, wozu er wahrſcheinlich noch bei ſeinen Lebzeiten Anſtalten zu machen geſonnen geweſen war. Aber ehe er einen Schritt deßwegen thun konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürſten Deutſchlands mit vielem Stolze behandelt, und war ihnen auf dem italieniſchen Feldzug ſehr gebieteriſch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er ſich nicht ſehr um ihre Freundſchaft, und machte ſie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug ſich Konrad von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demſelben die Fürſten, beſonders den Erzbiſchof von Trier, für ſich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem ſchwebte die kürzlich feſtgeſetzte Wahlfreiheit des deutſchen Reichs den Fürſten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringſten Schein einer Rückſicht auf das Erbrecht bei der Kaiſerwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtſchaft mit Lothar war alſo ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu dieſem Allem kam noch die Furcht vor ſeiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiſerwürde vereinigt, die Freiheit des deutſchen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt alſo ſah man auf einmal das Staatsſyſtem der deutſchen Fürſten umgeändert. Die Welfiſche Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgeſetzt werden, und das Hohenſtaufiſche Haus, unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, ſollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbiſchof von Mainz war eben geſtorben, und die Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſollte der Wahl des Kaiſers billig vorangehen, da der

kunft die Kaiſerwahl zu beendigen. 1
Erzbiſchofs von Trier, der dem Hohe
züglich hold war, kam dieſe in Kobl
Herzog Konrad ward erwählt und emp
Aachen die Krone. So ſchnell hatte da
daß Konrad, den der Papſt unter der v
dem Banne belegte, ſich dem Tochterm
vorgezogen ſah, der für den römiſchen
than hatte. Zwar beſchwerten ſich Hein
welche bei der Wahl Konrads nicht zu
aut über dieſe Unregelmäßigkeit; aber di
or der Uebermacht des Welfiſchen Hauſe
aß ſich der Papſt für Konrad erklärt ha
ergnügten zum Schweigen. Heinrich v
eichsinſignien in Händen hatte, lieferte
Widerſtande aus.

mußte alſo die Macht desſelben wieder herunterſetzen, und dieſer Plan wurde von Konrad III mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um ſich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erſcheinen, und nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiſer auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm ſeine beiden Herzogthümer, Sachſen und Bayern, abgeſprochen.

Dieſe raſchen Urtheile wurden von eben ſo friſcher That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar desſelben, dem Markgrafen von Oeſterreich; Sachſen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebener Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohne des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachſen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jeruſalem

[illegible] Legationsrath
welcher im Jahre 1795, als damaliger
Schillern zur Herausgabe der ersten
verband.

Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires II. Abtheilung 1. 2. 3. 4. 5 und 8. Band.)

Die Regierungen Karls VIII, Ludwigs XII und Franz I hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotismus Ludwigs XI beinahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beſſere Taktik unterſtützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſten Male offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem

ehemals Griechenlands Kunſt ſeine rö
unterwürfig machte. Bald fanden ſie i
ſchen Alpen, den der Krieg geöffnet
ſtändigen Regenten in Schutz genomme
kunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich
baren Boden. Die Morgenöthe der
eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten
gegen. Die neuen Meinungen erſcheir
ſchönen Anfang einen traurigen Stil
Intoleranz und des Aufruhrs löſcht de
mer der Verfeinerung wieder aus, u
des Fanatismus leuchtet. Tiefer als
liche Staat in ſeine barbariſche Wildh
eines langwierigen, verderblichen Bür
geiz entflammt, und ein wüthender F
allgemeinen Brande vergrößert.

ſende Macht Oeſterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Cabale, und auf dem Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen.

Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt darniederliegt, und in einer Hälfte Deutſchlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, ſo lag es ſicherlich nicht an der Muthloſigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaſſenen Verſuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige Gährung erhielt das Schickſal dieſes Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umſtand einer neuen indirecten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calviniſchen Kirche in dieſem Staat entſcheiden.

Gleich im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutſchland predigte, den Weg in die franzöſiſchen Provinzen. Weder die Cenſuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, noch ſelbſt die Anathemen der Biſchöfe vermochten das ſchnelle Glück aufzuhalten, das ſie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geiſtlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das ſanguiniſche, geiſtreiche Volk der Franzoſen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verläugnete ſich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Erſten kriegeriſche Regierung und die

vessere Wirkung, als es in den Niel
in England gethan hatte, und die
fanatische Verfolgungsgeist ansteckte,
Heldenglauben und den Ruhm sein

Die Religionsverbesserer führten
und bei ihrem Angriff auf die he
welche weit zuverlässiger wirkten, als
der stärkern Zahl ihnen entgegen setze
Aufklärung kämpften auf ihrer Seite;
waren der Antheil ihrer Verfolger.
tiefe Ignoranz des katholischen Clerus
öffentlichen Redner und Schriftsteller
und unmöglich konnte man die Schilde
Geist der Satyre diese letztern von dem
entwerfen ließ, ohne sich von der Nothw
rung überzeugt zu fühlen. Die lesende
Schriften dieser Art überschwemmt,
minder glücklich, die herrschenden La
katholischen

etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publicums gewonnen — eine unſtreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schweſter Franz I, ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieſer geiſtreichen Fürſtin, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtin, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Cirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hofe dieſer Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partei hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I mit den deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweideutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V, ſeinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubte er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch, der gegen ſie

von Gebirge zu Gebirge geſcheucht, e
Hinterhalte nur, um dort in einen a
jämmerliche Geſchrei der Alten, der Fra
Kinder, weit entfernt, das Tigerherz
weichen, diente zu nichts, als dieſe
der Flüchtigen zu führen, und ihrer
zu verrathen. Ueber ſiebenhundert die
den in der einzigen Stadt Cabrières m
erſchlagen, alle Frauensperſonen dieſes
brennenden Scheune erſtickt, und die,
herab flüchten wollten, mit Piken aufg
dem Erdreich, welches der Fleiß dieſe
einer Wüſte zum blühenden Garten gem
vermeintliche Irrglaube ſeiner Pflüger
die Wohnungen riß man nieder; auch
umgehauen, die Saaten zerſtört, die F

einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der ſtrengern und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bei ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr ſie es der lutheriſchen Entfernung vom Papſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Calviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüther zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beiſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich II, ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partei als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edicte geſchärft, welche ihren Glauben verdammten. Umſonſt erniedrigte ſich dieſer Fürſt ſo weit, durch ſeine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus ſeiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Dieſe Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsſtühlen, hatte ſelbſt an ſeinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Frank

ſer Fürſt allen gewaltthätigen Maßre
der Höflinge und der unreine Eifer
Um durch einen entſcheidenden Schritt
einmal zu Boden zu ſchlagen, erſchien
Parlamente, ließ dort fünf Glieder t
ſich den neuen Meinungen günſtig zei
und gab Befehl, ihnen ſchleunig den
jetzt an erfuhr die neue Secte keine
verworfene Gezücht der Angeber wurde
lohnungen ermuntert, alle Gefängniſſe
mit Schlachtopfern der Unduldſamkeit an
es, für ſie die Stimme zu erheben. D
Frankreich ſtand jetzt, 1559, am Rand
mächtiger unwiderſtehlicher Fürſt, mit g
und unumſchränkter Herr von allen K
zu dieſem großen

Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und ſo mußte ſich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwei mächtige Factionen, welche ſich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlig machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Muth den Wankelmuth ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verſuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen, und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu erzwingen, fehlte ihm die Geſchmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben ſiegt, und durch Unterwerfung

[illegible] Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste un
der Neid nicht zu verringern wagte,
auch seine Feinde huldigten, die Gunst
archen, der Glanz seines Geschlechts
table zu dem ersten Posten im Staat z
fremden Anspruch im voraus zu entfer
gehörte auch dazu, das Verdienst eine
würdigen, und eine ernstliche Liebe z
um seinem gründlichen innern Werth
zu vergeben. Franz II war ein Jüng
nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief
Aufseher seiner Handlungen nicht will
Montmorency's äußere Tugend, die ih
Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte
len und schwachen Sohn zum Verbrechen.
[illegible]

und an ſeinem Muth war das Glück Karls V geſcheitert; ſeine Entſchloſſenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöſcht, und den Engländern Calais, ihre letzte Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweihundertjährigen Beſitze entriſſen. Sein Name war in Aller Munde, ſeine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anſtand und offener gefälliger Miene, hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüther ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend, ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſeyn, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniſſe geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegenging, und, gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Cabale und mit allen Schreckniſſen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Cardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben ſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer

... seinen Fessel

Leicht war es beiden Brüdern, sich d
Königs zu bemächtigen, den seine Gem
umschränkt leitete; schwerer, die Köni
für ihre Absichten zu gewinnen. Der N
Königs machte sie an einem getheilten
tiger noch die natürliche Ueberlegenheit
das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein
ken erfinderischer Geist, mit einer gränz
Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer
machen. Ihre Gunst zu erschleichen, n
Opfer gespart, keine Erniedrigung geschen
so heilig, die man nicht verletzte, ihren
heln; keine Freundschaft so fest geknüpft
vurde, ihrer Rachsucht ein Opfer preiszuge
o tief gewurzelt, die man nicht gegen ihr
ugleich unterließ man nichts, was den

Geburt ſie berechtigten. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihm zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Commando der Truppen; der Cardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Antheil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Verſuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte, hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Creaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Candidaten, und was ſie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den

ſen Luſtort, wo der Hof ſich damals au
wart des Monarchen eine große Menge
die entweder um rückſtändigen Sold
lehen, oder für ihre geleiſteten Dienſt
lungen einzufordern gekommen waren.
'eute, unter denen ſich zum Theil die
er Armee befanden, beläſtigte den Car
uf einmal zu entledigen, ließ er nahe a
nen Galgen aufrichten, und zugleich
usrufer verkündigen, daß Jeder, weß
n ein Anliegen nach Fontainebleau gefi
algens, innerhalb vierundzwanzig Stun
umen habe. Behandlungen dieſer Art
ht, und darf ſie unter allen Völkern
wenigſten ertragen. Zwar ward es
ge dadurch leer in Fontainebl

zahlreichſte und mächtigſte Hälfte der Nation durch einen wahren oder verſtellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten ſie ſich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter dieſen Umſtänden zu ergreifen war. Heinrich II hatte noch kurz vor ſeinem Ende den Untergang der Calviniſten beſchloſſen, und man brauchte bloß der ſchon angefangenen Verfolgung den Lauf zu laſſen, um dieſes Ziel zu erreichen. Sehr kurz alſo war die Friſt, welche der Tod dieſes Königs den Proteſtanten vergönnte. In ſeiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeiſt wieder, und die lothringiſchen Prinzen bedachten ſich um ſo weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längſt im Stillen begünſtigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte ſeine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen geſetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieſer unzweideutige öffentliche Schritt der lothringiſchen Prinzen gegen den Calvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechslung politiſcher Beſchwerden mit Glaubens-Intereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Calviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken. Dadurch, daß ſie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch

... den Lothringern nur
Glaubens, und in Jedem, den ihr
Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache
erblickte der Katholik in eben diesen Lo
schützer seiner Kirche, und in Jedem, d
nur den Hugenotten, der die rechtgläubige
Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer,
eine mehr oder minder furchtbare Partei.
allgemeinen Trennung ward gegeben, und d
Nation in den Privatstreit einiger gefährl

An die Spitze der Calvinisten stellten
Bourbon, Anton von Navarra und Ludw
nebst der berühmten Familie der Chatillo
Namen des Admirals von Coligny in de
icht. Ungern genug riß sich der wollüsti
us dem Schooß des Vergnügens, um da
gen die Guisen zu werden

Cardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen und ſeine Verſchlagenheit diente. Eine ſeltene Harmonie der Geſinnungen vereinigte dieſe ſich ſonſt ſo ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche ſie bekleideten, die Verbindungen, in denen ſie ſtanden, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze ſie traten.

Auf einem von den Schlöſſern des Prinzen von Condé, an der Gränze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Verſammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte ſeiner Miniſter zu entführen, und ſich zugleich dieſer letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Perſon des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an ſich ſelbſt nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche ſich ihres Beſitzes rühmten, ein furchtbares Inſtrument der Macht werden konnte. Da dieſer verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgeſetzt werden, ſo ward auf eben dieſer Verſammlung beſchloſſen, eine militäriſche Macht aufzubringen, welche ſich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Diſtricten des Königreichs in Blois zuſammenziehen ſollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da ſich die ganze Unternehmung als eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Calviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwei Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſey, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathſam hielt, für jetzt noch

ber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle e
müſſen, und die Kunſt der Verborgenh
Auftrag von ihm forderte, zu ſeiner eig
übung bringen lernen. Die ganze Pa
entſchloſſenes, jedem kühnen Streich ge
die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelb
erhob, konnte ſich von ihm aus allen
ſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs be
möglichen Zufälle im voraus in Berech
Ungefähr ſo wenig als möglich anzuver
hielt eine ausführliche Inſtruction, wor
was der Unternehmung einen glückliche
konnte. Der eigentliche verborgene Füh
würde ſich nennen und öffentlich hervor
Ausführung käme. In Nantes in Bret

ſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung, und ſuchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin geſpart, die Guiſen in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdienteſten und Edelſten von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dieß einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," ſchloß der Redner mit dem heftigſten Uebergang, „ſo ſchwöre ich, ſo betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, ſeine Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig

[illegible], ist es der rechtmäßige Oberher
maßungen seines Ministers zu verth
rend daß man kein Bedenken trägt
Rechte, seine Freiheit in der Wahl s
dort, wie hier, ist es der Staat, den
sicher zu stellen sich das Ansehen gel
doch offenbar allen Schrecknissen eines
Nachdem man über die zu nehmend
und den 15 Mai 1560 zum Termin,
Ort der Vollstreckung bestimmt hatte,
jeder Edelmann nach seiner Provinz,
schaft in Bewegung zu setzen. Dieß
Erfolge, und das Geheimniß des En
die Menge derer, die zur Vollstrecku
Soldat verdingte sich dem Capitän, oh
gegen den er zu fechten bestimmt war.
Provinzen [illegible]

Dieſer Querſtrich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchworenen bewirken, aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverſchworenen, dem bloßen Zufall dankten die Guiſen ihre Errettung. Renaudie ſelbſt beging die Unvorſichtigkeit, einem Advocaten zu Paris, mit Namen Avenelles, ſeinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anſchlag zu offenbaren, und das furchtſame Gewiſſen dieſes Mannes verſtattete ihm nicht, ein ſo gefährliches Geheimniß bei ſich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimſchreiber des Herzogs von Guiſe, der ihn in größter Eile nach Amboiſe ſchaffen ließ, um dort ſeine Ausſage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgloſigkeit der Miniſter geweſen, ſo groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was ſie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängniſſe ſuchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht vorausſetzte, daß die Chatillons um den Anſchlag wüßten, ſo berief man ſie unter einem ſchicklichen Vorwand nach Amboiſe, in der Hoffnung, ſie hier beſſer beobachten zu können. Als man ihnen in Abſicht der gegenwärtigen Umſtände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny ſich nicht; aufs heftigſte gegen die Miniſter zu reden, und die Sache der Reformirten aufs lebhafteſte zu verfechten. Seine Vorſtellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch ſo viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edict abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die ſich in gewaltthätige Anſchläge eingelaſſen, vor der Verfolgung in Sicherheit ſetzte. Aber dieſes Nothmittel kam jetzt zu ſpät, und die Nachbarſchaft von Amboiſe fing an, ſich mit Verſchworenen anzufüllen. Condé ſelbſt

legenen Menge von den Straßen und
Zur Sicherheit ſollten ſie von einige
ſtützt werden, die auf das erſte Zei
herbeieilen und in Verbindung mit d
um verbreiteten Fußvolke ſich der Thor
Indem dieß von außen her vorginge, w
ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge
ten Theilhaber der Verſchwörung zu de
ſich unverzüglich der lothringiſchen Pr
todt, verſichern. Der Prinz von Condé
fentlich als das Haupt der Partei, und
rigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde d
verrätheriſcher Weiſe mitgetheilt, der ſich
geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dage
ließ ſchleunig Soldaten werben, und ſa

zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter dieſen nachtheiligen Umſtänden langte Renaudie vor Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher, und wurde in dieſem Zuſtand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapferſten Widerſtand erſchoſſen. Seinen Leichnam ſchaffte man nach Amboiſe, wo er mit der Aufſchrift: „Haupt der Rebellen," am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edict folgte unmittelbar auf dieſen Vorfall, welches jedem ſeiner Mitſchuldigen, der die Waffen ſogleich niederlegen würde, Amneſtie zuſicherte. Im Vertrauen auf dasſelbe machten ſich Viele ſchon auf den Rückweg, fanden aber bald Urſache, es zu bereuen. Ein letzter Verſuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, ſich der Stadt Amboiſe zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erſchöpfte die Mäßigung der Guiſen, und brachte ſie ſo weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzſtatthalter erhielten jetzt Befehl, ſich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboiſe ſelbſt ergingen die fürchterlichſten Proceduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um deſſentwillen ſie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man ſie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr

Seelen aufgeopfert wurden, ſpielte de
der Schuldigſte von Allen und der
Ganzen, ſeine Rolle mit beiſpielloſer
wagte es, dem Verdachte Trotz zu biet
anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit
ſich ſtützend, und überzeugt, daß die
Anhängern nicht entreißen könnte, was
langte er Gehör bei dem Könige, uni
förmlich und öffentlich rechtfertigen zu di
in Gegenwart des ganzen Hofes und der
ten, welche ausdrücklich dazu geladen w
Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, n
keit und Würde, welche ſonſt nur das Ben
ten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte," ſchloß er, „ſollte Jemand
, mich als den Urheber der Verſchwörung
, haupten, daß ich damit

große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch die Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreiheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgeſtellt, welche nichts Geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchaffte ſelbſt der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe den Calviniſten im Königreiche, auf eine Zeit lang wenigſtens, eine gelindere Behandlung.

Um, *wie man vorgab*, den Samen der Unruhen zu erſticken,

... wichtigen Materien verl
Dieſe Verſammlung erfüllte aber weder
Nation, noch die Wünſche der Guiſen,
der Bourbons ihnen nicht erlaubte, dar
die übrigen Anführer der mißvergnügten
nicht wohl ausſchlagen konnten, den Kri
lung mitbrachten, und durch ein zahl
Gefolge die Gegenpartei in Verlegenhei
nachherigen Schritten der Miniſter möcht
der Prinzen für nicht ſo ganz ungegrü
dieſe ganze Verſammlung nur als eine
Guiſen betrachteten, um die Häupter der
Blutvergießen in Einer Schlinge zu fan
Zerfaſſung ihrer Gegner dieſen Anſchlag
ie Verſammlung ſelbſt in unnützen Form
ezänken vorüber, und zuletzt wurden d
s zu einem allgemeinen Maſſa-

ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Befehlshaber der Festungen, und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen, oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Besitzungen, überlieferten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathschlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre *sichtbar dahinwelkte*, von seinen nächsten Verwandten den Dolch

ſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbr
he und Angſt, und ließen einen finſtern A
lte befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den P
Orleans erreicht hatten, und machte ſie
lüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſo
Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geän
ue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationsc
ches von allen Seiten ſie umringte, hatte ih
kweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am
Orleans, begleitet von dem Cardinal von
ider, den ihnen der König mit den heiligſte
er aufrichtigen Abſichten entgegen geſand
Der Empfang, den ſie erhielten, widerſp
ungen ſehr. Schon von weitem verkün
ige Miene der Miniſter und die

ſchon in Bereitſchaft, und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Commiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advocaten beſtimmt, aber unglücklicherweiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Cabinet des Monarchen, der zwar unedelgenug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloſſener gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen *Eile hieß*. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die

[illegible] des Geistes erwartete er hier, von
sondert und von lauernden, feindseligen
Ausschlag seines Schicksals, als ihm u
einem Vergleich mit den Guisen gethan
gleich," erwiederte er, „als mit der
rechten Zeit einfallende Tod des Mona
dieses unglückliche Wort mit seinem K

Franz II hatte den Thron in so za
unter so wenig günstigen Umständen
Gesundheit besessen und so schnell wied
Anstand nehmen muß, ihn wegen der U
seine kurze Regierung so stürmisch macht
Nachfolger vererbten. Ein willenloses
ner Mutter, und der Guisen, seiner Oh
der politischen Bühne nur, um mechanisc
welche man ihn einlernen ließ, und zu
seinen mittelmäßigen [illegible]

ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemands Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen," fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen. — Mir däucht," fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt." Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz II war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglückvollen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander im Aufruhr begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchrecklichr Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme

ſprach aus ihr; glänzend und geſchma
anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der
fiel; Alles, was ſich ihr nahte, von der
von dem geiſtreichen Inhalt ihres Ge
kommenden Güte bezaubert. Nie wa
glanzvoll geweſen, als ſeitdem Kathari
war. Alle verfeinerten Sitten Itali
franzöſiſchen Boden, und ein fröhliche
ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſ
mitten im Jammer des bürgerlichen K
Aufmunterung bei ihr, jedes andere
gute Sache, Bewunderung. Aber im
die ſie ihrem neuen Vaterlande bracht
liche Gifte, welche die Sitten der Natio
Köpfen einen unglücklichen Schwindel
des Hofes, durch ſie von dem Zwange

mereien, welche ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, führte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofs ſtieg ſchnell zu den unterſten Claſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, das ſie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog, und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beider Factionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nur das Werk ihrer beiderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourbon'ſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu

...gen verhielten sie sich lieber
Zweifel, die sie gegen die Rechte J
würden, dem Ehrgeiz der Guisen ein
Auch die Guisen wollten durch ihren
Gefahr laufen, der Nation die nähe
in Erinnerung zu bringen. Durch
der Rechte Katharinens schlossen beide
seitig von der Competenz aus, und
Namen der Königin ihre ehrgeiziger
reichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathsc
Hopital geleitet, erwählte den staatsklu
von den beiden Parteien zum Werkzeug
geben, und durch ein wohlgewähltes Mi
Meister über sie zu spielen. Indem sie
der ungestümen Rachsucht seiner Geg
diesen wichtigen Dienst bei dem König
und versicherte die lothringischen Prä
Beistands, wenn sich die M...

das Gleichgewicht zwiſchen beiden Parteien wieder herzuſtellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen ſein Gefängniß, um auf den Gütern ſeines Bruders die Zeit ſeiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Poſten eines Generallieutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchſten Gewalt übergeben. Die Guiſen retteten wenigſtens ihre künftigen Hoffnungen, indem ſie ſich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwiſchen ſo ſehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dieß zu bewerkſtelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Deſpotismus der Guiſen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf ſeinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beſte des Vaterlandes, ſeinem König treu wie ſeinem Glauben, war Montmorency juſt der Mann, der zwiſchen die Regentin und ihren Miniſter in die Mitte treten, ihre Ausſöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Beſten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guiſen ihre Gegner geſchreckt und den Reichstag beherrſcht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und ſogleich die Wache an den Thoren verabſchiedete. „Mein Herr und König," ſagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in ſeinem ganzen Königreich hin- und herwandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. „Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb' ich hin

berufen, als um die Prinzen von Bl
locken, und müßig, ſobald jene Abſicht
jetzt nach dem theatraliſchen Gepränge ei
ſchlagungen aufgehoben, um ſich im Ma
neue zu verſammeln. Gerechtfertigt
ſeines vorigen Anſehens erſchien der Pr
am Hof, um über ſeine Feinde zu trium
erhielt an dem Connetable eine mächti
Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſuc
ſter zu kränken, und Alles ſchien ſich zu
einigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, d
Partei die Regentin nicht in die Noth
zwiſchen Vertreibung der Lothringer u
Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hi
zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für
archie, vielleicht auch für die Religion
ſobald ſie jene durch die Bourbon'ſche Fa

nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Forderung war außer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. André, ein Günſtling Heinrichs II, und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freigebigkeit Heinrichs aufs beſte zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandtſchaft ſtand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzogin durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie doppelte Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung ſetzten. Mit argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Calviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um ſo leichter in dieſe Schlinge, je mehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentin ſeit einiger Zeit den Calviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königin, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp II, König von Spanien, die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge

unterhalten. Unter dem Titel eines B
Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur
von Paris den Katholiken das Betrag
Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hätte
ihre Maßregeln, je nachdem ſie mit dem
übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich
Miniſter. Die Prinzen von Lothringen
an denſelben angeſchloſſen, und keine
wurde von ihnen gefaßt, an welcher de
Theil genommen hätte. Sobald die Ve
und des Marſchalls von St. André mit
unter dem Namen des Triumvirats bek
ekommen war, ſo erkannten ſie, wie ma
en König von Spanien als ihr Oberhaupt
mit einer Armee unterſtützen ſollte. So
uſammenfluſſe

bons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt, wie in mehreren Provinzen, waren ſchon Vorläufer desſelben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten Bemühungen, ein Edict zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdeſtoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur ſehr wenig gewonnen, aber doch fürs erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteien am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich ins Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie im Beiſeyn des Königs eröffnet. „Erzählt uns," ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbenen König wälzte. — „Wer es auch ſey, der mir dieſe

...ungen. Was dieſe nich
Reichstag zu Pontoiſe und das Colloqu
bringen, beide in der Abſicht gehalten.
Beſchwerden der Nation beizulegen,
Annäherung der Religionen zu verſuch
Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſe
Wirkung geweſen, und auf den Mai
geſetzt worden war. Auch dieſer Reiche
heftigen Angriff der Stände auf die G
welche ſich zu einem freiwilligen Geſchenke
um nicht zwei Drittheile ihrer Güter

Das gütliche Religionsgeſpräch, wel
kleinen Städtchen unweit St. Germain
der drei Kirchen gehalten wurde, erre
Erwartungen. In Frankreich ſowohl al
man ſchon längſt, um die Spaltungen in
ein allgemeines (...

welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherſtellung desſelben dem Papſt Pius IV durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drei Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabei war, die große Verſchiedenheit bei dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutſchen Lutheraner zu entreißen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde ſchreibt man es vorzüglich zu, daß ſich der Cardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch ſeine theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Cardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doctoren, unter welchen Claude D. Eſpenſa durch Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte, ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partei zuerſt vorzutragen,

man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt
derfahren ließ. Schweigend hörte ma
auf die Gegenwart des Leibes Chriſti i
kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel
Nachdem Beza geendigt, fragte man be
ob man ihn einer Antwort würdigen
dem Cardinal von Lothringen nicht w
willigung der Biſchöfe dazu zu erlangen.
und widerlegte in einer Rede voll Ku
die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners,
wodurch die Autorität der Kirche und
vom Abendmahl angegriffen war. Man
reut, den jungen König zum Zeugen e
macht zu haben, wobei die heiligſten A
ſo viel Freiheit behandelt wurden. Soba
einen Vortrag geendigt hatte, ſtanden

als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefecht, wobei man ſich mehr der Schlingen und der Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doctoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für dasſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſtäten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partei zur andern, ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogener Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpſtliche Ränke

von Navarra nichts als die Waffe
ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, d
ſeines Gegners durch Geſchmeidig
von der Furcht desſelben zu ertrotz
Hoffnung ihn betrog, nahm er z
und hoffte, mit Hülfe dieſer Mac
genthums wieder eingeſetzt zu we
tungen getäuſcht, widmete er ſich i
der proteſtantiſchen Sache, die er
laſſen, ſobald nur ein Strahl von H
derſelbe Zweck durch ihre Gegner
ſeiner eigennützigen furchtſamen St
ſchlüſſen, wie in ſeinen Hoffnungen
ganz der Partei, deren Namen er
mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank
für beide verſpritzte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt
merk, um durch ſeinen Beitritt die

der daran haftenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II von Spanien zum Ersatz für das entrissene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Beharren auf protestantischer Seite unausbleiblich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumschränkt leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu seyn, überließ er sich unbedingt der katholischen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er sich schon im voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bei den Parteien, welche fort-

den Reformirten alle öffentlichen Versa
kehrte man ſich dennoch nirgends dar
genug fühlte, ihm zu trotzen. In P
Provinzſtädten wurden, dieſes Edicte
Predigten gehalten, und die Verſuche, |
immer glücklich ab. Die Königin bem
Anarchie mit Furcht, indem ſie voraus
Krieg im Kleinen nur die Schwerter
ſchliffen würden. Es war daher dem
ſamen Kanzler von Hopital, ihrem v
nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edi
welches, da es nicht konnte behauptet wer
der geſetzgebenden Macht entkräftete, die
Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertra
die Beſtrebungen der katholiſchen, es gel
unglücklichen Verfolgungsgeiſt [illegible]

der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholiſchen alle denſelben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit, gleich den Katholiken ſelbſt, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Feſt- und Feiertage, und die Verwandtſchaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorſchriften der herrſchenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerſpruch des Pariſer Parlaments wurde dieſes Edict, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edict des Jänners genannt, regiſtrirt, und von den ſtrengen Katholiken und der ſpaniſchen Partei mit eben ſo viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der ſchlimme Wille ihrer Feinde ſchien durch dasſelbe entwaffnet, und fürs erſte zu einer geſetzmäßigen Exiſtenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin ſchmeichelte ſich, durch dieſes Edict zwiſchen beiden Kirchen eine unüberſchreitbare Gränze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilſame Feſſeln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erſtickt zu haben. Doch war es eben dieſes Edict des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltſamen Entſchließungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieſes Edict vom Jänner 1562 alſo, weit entfernt, die Abſichten ſeiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letztern nur, deſto verdecktere und ſchlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünſtigungen, welche dieſes Edict den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, *Condé* und die Chatillons, bei der Königin genoſſen,

ſchlossen, Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit
ſorgfältig, ſie zu eröffnen, um in den S
als der Schuldige zu erſcheinen. Ein
was beide in gleichem Grade wünſchten

Der Herzog von Guiſe und der Car
hatten ſeit einiger Zeit den Hof der Re
ſich nach den deutſchen Gränzen gezogen,
ten Eintritt der deutſchen Proteſtanten i
leichter verhindern konnten. Bald aber fi
tei an, ihre Anführer zu vermiſſen, und d
der Reformirten bei der Königin machte i
Wiederkunft dringend. Der Herzog tra
Paris an, begleitet von einem ſtarken G
wie er fortſchritt, vergrößerte. Der A
Vaſſy, an der Gränze von Champagne,
reformirte Gemeine bei einer öffentliche
war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig
rieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge i
[illegible]

ſchaften, die ſie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigſten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monceaux aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn, und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung der Perſon des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin

[illegible] wird anfangs zu g
Leben des Königs, für ihr eigenes Leb
denklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſo
geiz der proteſtantiſchen Häupter, ſucht
Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſ
Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sich
bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor
mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweige
ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer P
und der Prinz von Condé ward, welch
Schritt haben mochte, aufs dringendſte a
Mutter zu vertheidigen. Zugleich flücht
ihren Gegnern nicht überfallen zu werden,
Melun und von da nach Fontainebleau; w
Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten ſich dieſe des Kö
wird freigeſtellt ihm [illegible]

Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind," ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter." Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerech-

Um die deutſchen Proteſtanten einzuſch
ſen, daß die Religion nicht im Spiele
den Aufrührern gelte. Der nämliche
dem Prinzen von Condé angewendet,
tholiſchen Mächte von dem Intereſſe
In dieſem Wettſtreit des Betruges ver
Charakter und ihre Staatskunſt nicht,
gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpi
ſterlich, die widerſprechendſten Rollen in
läugnete öffentlich die Bewilligungen,
von Condé ertheilt hatte, und empfahl ih
während daß ſie im Stillen, wie man
begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führ
terte. Wenn die Ordres des Herzogs
fehlshaber der Provinzen Alles, was refo
befahlen

etrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den
rinzen, und eine ſolenne ausführliche Acte ward aufgeſetzt,
ie ganze zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den
weck dieſer Conföderation zu beſtimmen. Man erklärte in
erſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze
es Reichs, das Anſehen und ſelbſt die Perſon des Königs gegen
ie gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz
u nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten.
Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gottes-
äſterungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläu-
iſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl.
ach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war,
ls der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen.
ndlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé
ls das Haupt der ganzen Verbindung, und verſprach ihm Gut
nd Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion bekam
un jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unter-
ehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zuſammenhang;
etzt erſt wurde die Partei zu einem organiſchen Körper, den
in denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und
Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen
egen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchie-
enen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben,
Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert,
leine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen,
o viel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der
Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen,
weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Haupt-
rmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen
ine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum

[illegible] und mörderische Gefechte b
grausenvolle Anblick rauchender St
meine Elend. Brüder trennten sich
ihren Söhnen, Freunde von Freunde
Führern zu schlagen, und im blutig
schaft sich schrecklich wieder zu finden.
regelmäßige Armee unter den Auge
in Orleans, eine andere in Paris u
netable von Montmorency und der
gleich ungeduldig, das große Schicks
Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katha
jeden möglichen Ausschlag des Kriege
beiden Theilen er auch begünstige, eine
noch einmal den Weg zur Vermittlu
tung unterhandelten die Anführer zu

dern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Biſchof von Valence, ihren Unterhändler, mit argliſtiger Kunſt dahin zu vermögen, daß er ſich erbot, mit ſeinem ganzen Anhange das Königreich zu verlaſſen, wenn nur ſeine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn ſogleich beim Wort, und war im Begriff, über ſeine Unbeſonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen beſtimmte, die Conferenz ſchleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Verſuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausſchlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geſchichtſchreiber ſind unerſchöpflich in Beſchreibung der Grauſamkeiten, welche dieſen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menſchenherz und in die Geſchichte wird hinreichen, uns alle dieſe Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung iſt nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich ſo ehrlos und ſo unmenſchlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung alles deſſen, was den Menſchen ſonſt das Heiligſte iſt, bereits ihre Kraft bewieſen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwiſchen dem Souverän und dem Unterthan und den noch ſtärkern Trieb der Natur übermeiſterten, finden an den Pflichten der Menſchlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt ſelbſt, welche Menſchen anwenden müſſen, um jene ſtarken Bande zu ſprengen, reißt ſie blindlings und unaufhaltſam zu jedem Aeußerſten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Treue, welche ſich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen *Verbrecher ſieht*, und ſich ſelbſt das Strafamt über ihn zuei-

Gegenſtande ſeiner Tapferkeit, und es i
die durch ſeinen Arm ſtreitet. In Bürg
Leidenſchaft des Volks, und der Feind iſt
elben. Jeder einzelne Mann iſt hier Be
Einzelne aus freier Wahl die Parte
treitet. Jeder einzelne Mann iſt hier Bel
erachtet, was er ſchätzt, weil man anſe
eil man verdammt, was er erwählte. J
nd Noth dem friedlichen Ackermann, de
Künſtler das ungewohnte Schwert in die
ur Erbitterung und Wuth den Mangel
Verzweiflung den Mangel wahrer Tapfe
o man Herd, Heimath, Familie, Eigen
an mit ſchadenfrohem Wohlgefallen den
s, und achtet nicht auf fremden Lipp
latur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte

Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet!

Und dieß war der Charakter dieſes Krieges, der jetzt Frankreich verwüſtete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finſtere grauſame Geiſt hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung gab, der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager dieſer Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hatte der finſtere Eifer verbannt. Pſalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen, und ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menſchlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben verwildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den Schwärmergeiſt des Calviniſten in Wuth; Altäre und Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem unduldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé ſelbſt gab das Beiſpiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen, womit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten hatte, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierrathen einſchmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habſucht der Proteſtanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Rachbegierde ein viel zu ſüßer Genuß, um der Verſuchung zu widerſtehen. Alle Kirchen, deren ſie ſich bemeiſtern konnten, die Klöſter beſonders, *mußten den doppelten* Ausbruch ihres Geizes und ihres Fana-

quien mit Zuſpen, oder ſchändeten ſi
Gebrauch, durchwühlten ſogar die Grä
beine der Todten den Glauben der Le
Wunder, daß ſo empfindliche Kränkt
Wiedervergeltung reizten, daß alle k
Verwünſchungen gegen die ruchloſen E
ertönten, daß der ergriffene Hugenotte
Barmherzigkeit fand, daß Gräuelthaten
Gottheit durch Gräuelthaten gegen Na
ahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das
ſchen Thaten aus, aber die Ausſchwei
Pöbel beider Parteien dadurch hingeriſſe
ihre leidenſchaftliche Uebereilung bereu
eiferte, es der andern an erfinderiſche
thun. Nicht zufrieden mit der blutig be
man noch durch neue Künſte der Tort
zu verlängern. Menſchenleben war zu

hänger derſelben dem Tode weihte; ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partei gegen die Calviniſten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und, außer Stande, ſich, da nichts Entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, forthin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heim rief, ſeinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit dieſe, ſo große Thaten verſprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu ſchwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als ſich mit dem Ueberreſt ſeiner Truppen in der Stadt Orleans einzuſchließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige proteſtantiſche Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutſchland und die Schweiz waren für beide kriegführende

zuvei in Verracht gezogen. Indem
Rheins ein deutſches Heer für den
kam zugleich ein wichtiger Vertrag mi
von England zu Stande. Die nämlic
Fürſtin in der Folge veranlaßte, ſich zur
lande gegen ihren Unterdrücker, Philip
werfen, und dieſen neu aufblühenden
nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſc
Pflichten auf, und das große Intereſſ
ihr nicht, dem Untergange ihrer Gla
benachbarten Königreich gleichgültig zuz
ihres Gewiſſens wurden nicht wenig
verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in
eigenen noch wankenden Thron vor ei
Seite, und eröffnete ihr zugleich eine
auf Koſten dieſes Staats ihre eigenen B
Der Verluſt von Calais war eine noch
land; mit dieſem wichtigen Gränzplatz ha

Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wüthender Parteigeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſchen Gefühle bei den franzöſiſchen Proteſtanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sectenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Factionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in die Normandie zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge überlaſſen, die, von ſchwärmeriſchen Prädicanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von Seiten der Bürgerſchaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erſtiegen, und die Halsſtarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbariſche Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf proteſtantiſcher Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieſer Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieſes Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partei, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfstruppen, mit denen ſich ſein Obriſter Andelot, nach überſtandenen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs neue ſeine Hoffnungen be-

entweder Paris erobert, oder wenigſt
Friede von den Proteſtanten errungen n
Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen
ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner
ſeln, und durch Vorſpiegelung günſtiger
tung zu gewinnen. Sie verſprach, da
welches den Proteſtanten die freie Religi
beſtätigen, bloß mit Ausnahme derjenig
die ſouveränen Gerichtshöfe ihre Sitzung
die Religionsduldung auch auf dieſe letzt
wollte, ſo wurden die Unterhandlungen
und Katharina erhielt die erwünſchte Friſt
rgreifen. Der Waffenſtillſtand, den ſie
ate geſchickt von ihm zu erhalten wußte,
öderirten verderblich, und indem die
er Mauern von Paris neue Kräfte ſchö
anifche Hülfstruppen verſtärkten, ſchmolz
n durch Deſertion und ſtrenge Kälte d
m zu einem

Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſpritzt werden ſollte, ſchien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wüthenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marſchall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern ſeiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo mußte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Gränzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen, und den Hof ſowohl als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen. Katharina, ſo ſehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die geſunkene Partei der Proteſtanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherſtellung des Prinzen von Condé die

d die Gefangenſchaft ihres Anführers hal
ben zwar erſchüttern, aber nicht ganz ni
miral Coligny ſtand an ihrer Spitze, deſſe
lfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſich in d
mer am glänzendſten zu entfalten pfle
ümmer der geſchlagenen Armee in kurzem
ſammelt, und ihr, was noch mehr war
en Feldherrn gegeben. Durch engliſche
d mit engliſchem Gelde befriedigt, führte
ndie, um ſich in dieſer Provinz durch kl
er größern Unternehmung zu ſtärken.

Unterdeſſen fuhr Franz von Guiſe fort,
ängſtigen, um durch Eroberung derſelben
Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit d
d den verſuchteſten Anführern in dieſe S
ch überdieß der gefangene Connetable in V

ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten verſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staat erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gerne verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, ſeinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man die zwei erbitterten Gegner, ſo viel Jahre lang beſchäftigt, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittene Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an Einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Thätigkeit der katholiſchen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wiederherzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edict des Jänners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Landereien

..... recht, ihn als ein Wer
des Prinzen, und von Seiten der
Betrugs zu verwünſchen. Dahin n
Frieden alle glänzenden Hoffnungen
Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht
weſen waren. Der Herzog von Gu
ſchen Partei, der Marſchall von S
Navarra im Grabe, der Connetable g
Anführer und ſchwierig wegen des a
Finanzen erſchöpft; auf der andern Se
Englands mächtige Hülfe, Freunde in
Religionseifer der franzöſiſchen Prote
nug, den Krieg fortzuſetzen. Die wid
und Orleans, mit ſo vielem Blute e
gingen nunmehr durch einen Federzu
mußte auseinander, die Deutſchen
alle dieſe Anfänge

s, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das ſtärkſte reſſe der Leidenſchaft überwinden konnte. Nicht ſobald war gemeinſchaftliche Feind von dem vaterländiſchen Boden ver- en, als alle Leidenſchaften, welche der Sectengeiſt ent- mt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die trau- n Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Ge- n auch war, den die Calviniſten aus dem neu errichteten gleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes Wenige miß- t, und unter dem Vorwande, die Vergleichspunkte zur ziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine ürliche Auslegung die engſten Gränzen zu ſetzen. Mont- ney's herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu rgraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war; nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, te ſich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und den Proteſtanten in denjenigen Diſtricten, wo ſie die hrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reclamirten e Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrags n zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von Netze der Königin umſtrickt und der undankbaren Rolle s Parteiführers müde, entſchädigte ſich in der wollüſtigen e des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der g ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner ee unterſtützt, natürlicher Weiſe ohne Folgen blieben, wäh- daß ein Edict auf das andere erſchien, die geringen Frei- n ſeiner Partei noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im r 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich um- um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die

Religion einzuflößen, und es ist wahrsc
bei dieser Gelegenheit ein glühender H
Calvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügte
zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte
am Hofe geschäftig, zwischen den nicht
führern ein Gaukelspiel verstellter Versöh
schwerer Verdacht befleckte schon seit la
mirals von Coligny. Franz von Guise
des Meuchelmords gefallen, und der U
Feindes war für den Admiral eine zu
als daß die Erbitterung seiner Gegner sic
nen, ihn eines Antheils daran zu beschul
des Mörders, der sich, um seine eigene
hinter den Schirm eines großen Namen
sem Verdacht einen Schein von

keiten erſtickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen den ſtreitenden Factionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem unermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen von der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und zwiſchen beiden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünſtelten Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch ſo geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinſte von ihren Rechten ſich nicht vergeben dürfte. Kein noch ſo feierlicher Vertrag, der dieſe unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Syſteme Anſpruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieſer fremden fluchwürdigen Religionspartei dieſe Vorrechte, gleich einem geſtohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geſchäftig war, dieſe widrigen Geſinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholiſchen dieſen fanatiſchen Eifer durch das Anſehen ihres Beiſpiels bewaffneten, verſäumte unglücklicher Weiſe die Gegenpartei nichts, den Haß der Papiſten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen ſich zu reizen und ihre Anſprüche in eben dem Verhältniß, als ſie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor kurzem,“ erklärte ſich Karl IX gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte

aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt, [illegible]
öffentlichen Bruch, und die Frage w
Kriegsmacht in Bewegung zu ſetzen ſ
ſchen und wachſamen Feind nicht zu fr
zu belehren. Der Marſch einer ſpa
Niederlanden, unter der Anführung
welche bei ihrem Vorüberzug die franz
gab den erwünſchten Vorwand zu der F
man gegen die innern Feinde des Königr
der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche
Generaliſſimus commandirte, nicht unb
an den Pforten des Reichs vorüber zie
der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſch
Nothwendigkeit, eine Obſervationsarmee a
efährlichen Gäſte im Zaum halten und d
egen einen Ueberfall decken könnte. U
ieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, erbo
re eigene Partei zum Beiſtand des Kön

gegen Frankreich zu unternehmen. Anſtatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marſch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmſten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieſer verrätheriſche Anſchlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man ſie ſtürzen wollte. Ihr Entſchluß mußte ſchnell ſeyn. Man hielt Rath bei Coligny, in wenig Tagen ſah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorſprung abzugewinnen, und den König auf ſeinem Landſitz zu Monceaux aufzuheben, wo er ſich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von dieſen Bewegungen verſcheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs eilfertigſte beorderte. Dieſe fanden ſich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in ſeinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entſchloſſenheit der Schweizer riß den König aus dieſer dringenden Gefahr. Sie erboten ſich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte ſich nicht, die Perſon des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geſchah gegen Mitternacht; den Monarchen nebſt ſeiner Mutter in ihrer Mitte, den ſie in einem gedrängten Viereck umſchloß, wandelte dieſe bewegliche Feſtung fort, und bildete mit vorgeſtreckten Piken eine ſtachlige Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherſchritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majeſtät, das ihre Mitte beherbergte, ſchlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, welche die Bruſt der Franzoſen ſo ſpät verläßt,

... war nun erklärt, und z
lichen Förmlichkeit, daß man nicht geg
gegen ſeine und des Staats Feinde die
Unter dieſen war der Cardinal von Loth
und überzeugt, daß er der proteſtantiſchen
Dienſte zu leiſten pflegte, hatte man au
Mannes ein vorzügliches Abſehen gerich
entfloh er noch zu rechter Zeit dem Str
geführt werden ſollte, indem er ſeinen
des Feindes überließ.

Die Cavallerie des Prinzen ſtand zwar
die Zurüſtungen des Königs übereilt, hatt
ſich mit dem erwarteten deutſchen Fußvo
eine ordentliche Armee zu formiren. So r
Adel war, der die Reiterei des Prinzen gri
ſo wenig taugte er zu Belagerungen, at
dieſem Kriege ...

pen an ſich zu ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10 November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calviniſten nach einem hartnäckigen Widerſtand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieſer Schlacht ſeine merkwürdige Laufbahn beſchloß, reichlich entſchädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß dieſen ſterbenden General den Händen des Feindes, und verſchaffte ihm noch den Troſt, in Paris unter den Augen ſeines Herrn den Geiſt aufzugeben. Er war es, der ſeinen Beichtvater mit dieſen lakoniſchen Worten von ſeinem Sterbebette wegſchickte: „Laßt es gut ſeyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelſtunde lang zu ſterben.“

Die Calviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringiſchen Gränzen des Königreichs, um die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindſelige Jahreszeit erſchwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdevollen Marſche nicht weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſey, als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf C
rwarteten deutſchen Reiterei; aber n
iner neuen und größern Verlegenheit.
n dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fech
Geld ſähen; und anſtatt der hunderttau
ich Rechnung machten, hatte man ihne
nzubieten. Man lief Gefahr, im Auge
nfs ſchimpflichſte von ihnen verlaſſen zu
ieſen Succurs gegründeten Hoffnunge
u ſehen. Hier in dieſem kritiſchen A
ihrer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu de
ute und ihrer zarten Empfindlichkeit
nd ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht.
eren ſein Unvermögen, die Forderung
friedigen, und ſprach ſie um Unterſtütz
e Gemeinen zuſammen, entdeckten de
enerals, und ſtrengten alle ihre Beredſ
leiſteuer zu ermuntern. Sie wurden bal

und brachte eine Summe von faſt hunderttauſend Livres zuſammen, mit der ſich die Deutſchen einſtweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beiſpiel ſeiner Art in der Geſchichte, daß eine Armee die andere beſoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erſchienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf franzöſiſchem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verſtärkung an, welche ſie aus allen Enden des Königreichs an ſich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängſtigten die Hauptſtadt ſelbſt durch ihre angedrohte Erſcheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke ſeiner Partei, um dem Hof einen deſto günſtigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er ſich den Laſten des Kriegs unterzogen, und wünſchte ſehnlich den Frieden, der ſeinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung verſprach. Er ließ ſich deßwegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Urſache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieſer Fürſtin zu ſetzen, und wie wenig ſie durch die bisherigen Verträge gebeſſert waren, ſo begaben ſie ſich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtloſen Negociationen die koſtbare Zeit zu kriegeriſchen Unternehmungen verſtreichen. Das zu rechter Zeit ausgeſtreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geſchickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10 März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König verſprach eine allgemeine Amneſtie, und beſtätigte das Edict des Jäners 1562, das die Reformirten begünſtigte. Zugleich machte er ſich anheiſchig, die deutſchen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückſtände zu fordern hatten; aber bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hatte, als er

leberreſt noch während ihres Marſches nach
atte, traten ſie ihren Rückzug an, und der
: mehr ſie ſich von dem Centrum des
kaum aber fanden ſie, daß die verſprochen
lieben, ſo erwachte ihre Wuth aufs neue,
urch welche ſie kamen, mußten die Wortl
ntgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich
rlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ih
it ſchwerer Beute beladen, räumten ſie end
ie Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich
rieden jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlö
rennung, welche man als gefährlich und
ettete ſie vom Verderben. Bei allen noch ſo ſ
ie man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſid
nter ihnen vergreifen, wenn man nicht All
ichten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuh

Rathſchlägen des Cardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bei ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſie auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, ſo lange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guiſe und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ ſie ſich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abſcheu gegen dieſe aufſtrebende Secte, ſobald ihre Herrſchaft befeſtigt war. Sie gab ſich keine Mühe, dieſe Geſinnungen zu verbergen, und die Inſtructionen, die ſie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten dieſen Geiſt. Sie ſelbſt verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholiſchen, die für Duldung und Frieden geſtimmt, und deren Grundſätze ſie in den vorhergehenden Jahren ſelbſt zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf ſeine Güter verwieſen. Man bezeichnete ſeine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Intereſſe der Kirche anſpielte, und den Vorwurf enthielt, als ob ſie die Sache Gottes bloß weltlichen Rückſichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geiſtlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtſtühlen und Altären auf die Sectirer loszuſtürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholiſchen Kleriſei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabſcheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben ſchuldig ſey. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſolchen Aufforderungen der blutdürſtige Geiſt des Fanatismus bei dem ſo leicht entzündbaren Volk der Franzoſen nur allzuſchnell Feuer fing, und in die wildeſten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerriſſen die heiligſten Bande; der Meuchel-

... sahen sie sich nach festen Zufl
der Kriegssturm aufs neue ausbrechen so
war ihnen die Stadt Rochelle am westliche
eine mächtige Seestadt, welche sich seit ih
werfung unter französische Herrschaft der
erfreute, und beseelt mit republicanischem
ausgebreiteten Handel bereichert, durch e
theidigt, durch das Meer mit England un
ganz vorzüglich dazu gemacht war, der
zu seyn, und der verfolgten Partei der Hug
punkt zu dienen. Hierher verpflanzten sie
Macht, und es gelang ihnen viele Jahr
Wällen dieser Festung der ganzen Macht Fr

Nicht lange stand es an, so mußte de
elbst seine Zuflucht in Rochelle's Mauern
m demselben alle Mittel zum Krieg zu
m die Wiedererstattung der beträchtliche
e in seinem Namen den deutschen Hülf
tte, und für die ...

aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitze des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18 September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV, welche Montluc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen Mannſchaft anfüllte. Der Cardinal von Chatillon entfloh in Matroſenkleidern nach England, wo er ſeiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derſelben ſäumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutſchen aufs eilfertigſte zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edict des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesſtrafe unterſagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergeſſend, wagt an die ungewiſſen Entſcheidungen der blinden Gewalt die gewiſſen Vortheile, welche ihr die Intrigue verſchaffte.

Ein kriegeriſcher Eifer beſeelte die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günſtigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geiſtlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, ſobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen;

Anarchie des bürgerlichen Krieges ve
Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Ac
recht, wenn man einen Vortheil übe
weder Stand noch Alter wird geſchont,
Truppen überall durch verwüſtete Fel
Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfinde
lichkeit die Rache des Hugenottenpöbels
dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann d
dieſer rohen Schaaren erſättigen. An
rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſi
Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige
nicht ehrwürdig, das Heilige nicht hei
Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre i
brechen und entweihen ſie die heiligen Ge
die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen,
lichſten Tempel in Trümmer

mit Cardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchscapuzen
s ſeltſamſte ausſtaffirt waren. Er ſelbſt war daneben
i Hercules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken
n herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche
ole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens
ftiger entflammten, und dem Geiſt der Grauſamkeit eine
währende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der
otten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſ-
erwiedert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in
ände fiel. Sein Urtheil war einmal für immer ge-
n; und eine freiwillige Unterwerfung konnte ſein Ver-
höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

tten im Winter brachen beide Armeen, die königliche
dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene
nes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche
Condé und Coligny auf, und ſtießen bei Loudün ſo nahe
nder, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen
. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander
ber ſtehen, ohne etwas Entſcheidendes zu wagen, weil
lte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang end-
Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folg-
em Beiſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne
idung.

erdeſſen verſäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der
quartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſam-
Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet,
le andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen
en Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. An-
e Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter
n Confiscationen gezogen und von den Provinzen be-
che Steuern erhoben. *Mit Hülfe derſelben* ſah ſich der

utral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen,
ütz aus England zu ziehen, und aus Deutſchlan
: Markgraf von Baden und der Herzog von Z
ichtliche Hülfsvölker zu, ſo daß er ſich mit de
ihres 1569 an der Spitze einer furchtbaren A
: einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren
n den deutſchen Truppen den Eintritt in das
inen, als ihn die königliche Armee am 13 M
it Jarnac an der Gränze von Limouſin unter
ſen Umſtänden zum Treffen nöthigte. Abgeſch
berreſt ſeiner Armee, wurde er von der gan
lacht angegriffen, und ſein kleiner Haufe, des ta
ndes ungeachtet, von der überlegenen Zahl üb
lbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes ein
r der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpf

vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von St. André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſich's, daß die katholiſche zu früh triumphirt hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name, als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur Seinesgleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Concurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbeſtrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieſes Werks, den wir jetzt zum erſten Male auf die politiſche Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den früheſten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, ſtählte ſich ſein Körper zu ſeinem

gebrauch der Waffen bildete ihn zum kür
rühes Unglück zum vortrefflichen König. D
welches Jahrhunderte lang über Frankreich gel
ch unter den ſchwächlichen Söhnen Heinr
ang, und wenn dieſe drei Brüder dem
aben, ſo rief die Verwandtſchaft mit dem
b ſie gleich nur im 21ſten Grade ſtatt hat
Navarra auf den Thron. Die Ausſicht au
hron Europens umſchimmerte ſchon Heinri
war es auch, die ihn ſchon in der frü
achſtellungen mächtiger Feinde bloßſtellte.
n Spanien, der unverſöhnlichſte aller Fe
ſchen Glaubens, konnte nicht mit Gelaſſenh
rhaßte Secte der Neuerer von dem herrl
hen Throne Beſitz nahm, und durch denſ
ndes Uebergewicht der Macht in Europa

ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Eliſabeth, gewarnt, und der Anſchlag in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partei ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmüthige Johanna mit dem ſechzehnjährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen, und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache,“ hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürſten; hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten ſie ihrer Anherren werth ſeyn durch ihre künftigen Thaten! *Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeiſtern zum Kampf für die Religion!*“

haben
zu thun iſt.“ Sogleich wurde er zum
und zum Führer der Armee ausgeru
ſolcher die Huldigung. Die Eiferſucht
verſtummte, und bereitwillig unterwarf
rung des Admirals von Coligny, der de
Erfahrung lieh, und unter dem Nam
Ganze beherrſchte.

Die deutſchen Proteſtanten, immer
und die letzte Zuflucht ihrer Glauben
waren es auch jetzt, die nach dem unglück
das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen
katholiſchen wieder herſtellen halfen.
on Zweibrücken brach mit einem dreizehn
eere in das Königreich ein, durchzog n
icht ohne große Hinderniſſe, faſt den g
m Rhein und dem Weltmeer, und hatt
rmirten beinahe erreicht, als der Tod
ge Tage nachher vereinigte

mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die ſein Poſten, die Noth und die Pflicht der Selbſtvertheidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Beſtätigung der ehemaligen, ihnen günſtigen Edicte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht ein Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung und ſo blieb es denn bei der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckig-

...lichen Widerſtandes, den
Werke und die heroiſche Tapferkeit de
gegenſetzte, wiederholten die Belagerer
doch mit allen dieſen Anſtrengungen
rkaufen, oder die Standhaftigkeit der
önnen. Vielmehr zeigten dieſe durch
ie wenig ihr Muth zu erſchöpfen ſey.
on Kriegs- und Mundbedürfniſſen,
atte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte
ngwierigſten Belagerung zu trotzen, da
ble Witterung und Seuchen im Lager
oße Verwüſtungen anrichteten. Die Ru
heil der deutſchen Kriegsvölker dahin,
n Admiral von Coligny darnieder, nach
ihm ſtehenden Befehlshaber zum Di
cht waren. Da bald darauf auch der
Feld erſchien, und Chatellerault, eine
chbarſchaft, wohin man die Kranken a
r Belagerung

nes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treueſten Theilnehmer ſeiner Unternehmungen und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurtheil geſprochen, und einen Preis von fünfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Ueberſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn ſich etwa in dem Königreich ſelbſt zu Vollziehung dieſes Bubenſtücks keine entſchloſſene Fauſt finden ſollte. Aber ſie fand ſich ſelbſt im Gefolge des Admirals, und ſein eigener Kammerdiener war es, der einen Anſchlag gegen ſein Leben ſchmiedete. Dieſe nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unſichtbare Dolch der Verrätherei verſcheuchte von jetzt an ſeine Ruhe auf immer.

Dieſe Widerwärtigkeiten, die ihn ſelbſt betrafen, wurden durch die Laſt ſeines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle ſeiner Partei noch drückender gemacht. Durch Deſertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war ſeine Armee ſehr geſchmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausſchlag eines Treffens durfte ankommen laſſen, und doch verlangten dieſes die Soldaten, beſonders die Deutſchen, mit Ungeſtüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu ſchlagen, oder ihnen den rückſtändigen Sold zu bezahlen; und da ihm das

[illegible] aus Entſchloſſenheit des proteſtan
Tapferkeit der Deutſchen, alle Geiſtesgegenn
konnte die völlige Niederlage ſeines Heers
Beinahe die ganze deutſche Infanterie ward n
Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Arm
größte Theil des Gepäcks verloren. Keinen 1
hatten die Hugenotten während dieſes ganze
Die Prinzen von Bourbon rettete man noch wäl
nach St. Jean d'Angely, wo ſich auch der ge
mit dem kleinen Ueberreſt der Truppen einfa
fünfundzwanzigtauſend Mann ſtarken Heere
ſechstauſend wieder ſammeln; dennoch hatte
Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkr
Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen, und die
Katholiſchen konnte nur durch das Blut ihrer
verden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß mai
Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder;
n eine ähnliche Barbarei, welche die Hugen
[illegible]

Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte ſie mit großem Erfolg bei ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottiſcher Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beiſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit raſcher Thätigkeit zu benutzen, und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändniß unter den Katholiſchen ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bei. Nicht alle Provinzſtatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und Andere den Commandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid

on Anjou mit guter Art von der Armee
o ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſ
chaftlich mit demſelben den Ruhm der
elche Beide gleich wenig Anſprüche h
Raßregeln, welche dieſer Geiſt der Ei
ie katholiſchen Anführer ergreifen ließ, v
r erfochtenen Siege. Vergebens beſta
avannes, deſſen Kriegserfahrung man
lein zu verdanken hatte, auf Verfolgung
ath war, dem flüchtigen Admiral mit de
mee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn
ch hinausgejagt oder genöthigt hätte, ir
t ſich zu werfen, der alsdann unverme
izen Partei werden müßte. Da dieſe
igang fanden, ſo legte Tavannes ſein
zog ſich in ſein Gouvernement Burg
Jetzt ſäumte man nicht, die Städte a
enotten ergeben waren. Der erſte

Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Beſitz einiger Städte war alſo die ganze Frucht eines Sieges, deſſen weiſe Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Montcontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Haufe verſtärkte ſich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowohl die Recrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourbonſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzugs theilten und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeiträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Caperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erſcheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittene Mißhandlungen, und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit

mann ſtark, entgegenſtellte, konnte ihre
Es kam zu einem Gefecht, worin die P
weit überlegenern Feind verſchiedene V
Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſi
de France mit ihrer nahen Erſcheinung,
ihres Zugs ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit that Wirkung,
lich an vom Frieden zu ſprechen. Man
mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, d
beſeelten Schaar, die nichts mehr zu ver
reit war, ihr Leben um einen theuren Prei
königliche Schatz war erſchöpft, die Arm
der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſch
vermindert, und in den Provinzen hatt
überall zum Vortheil der Rebellen erklärt
die Katholiſchen ankam, dem Trotz der C

ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugeſtanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die ſie mit ihren eigenen Truppen zu beſetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt ſeyn ſollten. Die Prinzen von Bourbon nebſt zwanzig aus dem vornehmſten Adel mußten ſich durch einen Eid verbindlich machen, dieſe vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der geſetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbeſſerern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Unmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in ſeine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen ſich mit der vorigen Sorgloſigkeit dem Genuß ihrer ſchwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr ſie überzeugt ſeyn mußten, daß ſie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, ſondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, deſto nothwendiger war es, ſich in dieſem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu faſſen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der erſte Entwurf zu der Gräuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des *Kriegsglücks*, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten,

... eine totale Niederlage zu
fahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden,
ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich
einer Gränze des Königreichs unterdrü
deſto furchtbarer an der andern, und jed
luſt ſchien bloß ihren Muth anzufeuern
vermehren. Was ihr an innern Kräfte
die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapf
die durch keine Unfälle zu ermüden, durch
durch keine Gefahr zu erſchüttern waren
Coligny galt für eine ganze Armee.
heute ſterben ſollte," erklärten die Abg
als ſie des Friedens wegen mit den Huge
lungen traten, „ſo werden wir euch m
Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein
mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee
— So lange die Sache der Reformirte
war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unter
Er allein hielt ...

Achtserklärung gegen ihn aussprechen lassen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen sein Leben bewaffnen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssinn der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lange entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah, als in dem gänzlichen Untergang dieser Secte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf Einmal aller ihrer Anführer zu berauben, und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey.“ Die

is dieſen Verſchanzungen hervorzulocken
effer entgegenzuführen? Welche Wahrſch
gleich zu bemächtigen, geſetzt, daß auch E
ßen? Längſt ſchon gebrauchten ſie die Vor
d wenn auch Einer unter ihnen ſich der
vertraute, ſo blieb der Andere deſto gewiſſ
eund einen Rächer zu erhalten. Und d
chts gethan, wenn man nicht Alles
reich mußte ſchlechterdings tödtlich, allgem
n, oder ganz und gar unterlaſſen werde
Es kam alſo darauf an, den Eindruck
igkeiten gänzlich auszulöſchen, und das
r Reformirten, welchen Preis es auch k
gewinnen. Dieſes ins Werk zu richte
n ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt
r Gerichten, über welche die Reformir
ieden ſo viele Urſache gehabt hatten, ſich
r jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigk

unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchütterten, welche Deutſchland beunruhigten, die ſpaniſche Macht in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Eliſabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Geſinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs II, war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guiſe vermaß ſich, ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieſer Prinzeſſin hatte ſchon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Cardinal von Lothringen ſie keinem Andern als ſeinem Neffen gönnte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes," erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Sebaſtians, „hat die ältere Schweſter davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl IX, dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die dreiſte Anmaßung ſeines Vaſallen mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine geſchwinde Heirath mit der Prinzeſſin von Cleves ſeinen Zorn zu beſänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Beſitz derjenigen zu ſehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs deſto empfindlicher kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, das Herz der Prinzeſſin zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; ſey es, daß Letzterer wirklich die Abſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den

und ſo groß auch das Mißtrauen der Kön
ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel
als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zu
Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mi
erwiedert ward, die man wünſchte und die
angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lange
und die furchtſamen Bedenklichkeiten der
durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſte
zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig v
des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frank
um die Hugenotten zum Beiſtand ihrer nieder
gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu
den Admiral von Coligny in der günſtigſten
Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowohl
vermochten dieſen ehrwürdigen Helden, die R
heit, die er in ſeinem Vaterland mit ſo viel
ochten, auch im Ausland nicht [illegible]

Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpectirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes leidenſchaftliche Intereſſe des Admirals für die Freiheit der Niederländer, und der Entſchluß, ſich an der Spitze der Hugenotten zum Beiſtand dieſer Republicaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigſten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und geſetzloſen Geiſt ſeiner Partei, der, wund durch ſo viele erlittene Beleidigungen, ſchnell aufgeſchreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut, der Ordnung ſchon zu lange entwöhnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht willkommen ſeyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calviniſtiſchen Prediger ſich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumſtände erforderten. Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverſtandner Religionseifer, und das immer noch unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder ſpäter herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, dieſe müßige Tapferkeit zu beſchäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländiſche Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und die Ehre der franzöſiſchen Krone ſchien einen nähern Antheil an demſelben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Intriguen bereits auf das empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch mehr

...gebeihen lassen, schien zu Repressalien zu be...
...ch jetzt die günstige Veranlassung darbot. Di...
...warteten Hülfe von Frankreich, die man ihne...
...rn konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit v...
...tzen, die für das Interesse des französische...
...iders als nachtheilig ausschlagen konnte. Wa...
...nem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß...
...an sich selbst verschaffen konnte, und der noch...
...stete? denn es waren die Hugenotten, die ih...
...boten, und bereit waren, ihre der Ruhe der...
...fährlichen Kräfte in einem ausländischen Krieg...

Karl IX schien das Gewicht dieser Gründe...
...d bezeigte großes Verlangen, sich mit dem Ab...
...h und mündlich darüber zu berathschlagen. T...
...s königlichen Vertrauens konnte Coligny u...
...derstehen, da es eine Sache zum Gegenstand...
...chst seinem Vaterlande am meisten am Herz...
...tte die einzige Schwachheit...

die der Rechtſchaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürſten ſchändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdieß auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die ſchlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beſchloß demnach am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfing ihn in ſeinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben." Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feierte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Ver-

[illegible] und mit jeder sch
des Königs von seinem ausgesöhnten Di
Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine
Schloß Chatillon zu machen; und als sich
Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ih
selben Jahre wiederholen. So stellte
Vertrauen unvermerkt wieder her, und
eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Ver
von Navarra betrieb, und die außerorde
gungen, die er an den Admiral und seine
dete, erregten nicht weniger Unzufriedenhe
schen, als Mißtrauen und Argwohn be
Man mag entweder mit einigen protestan
schen Schriftstellern annehmen, daß jenes
bloße Maske gewesen, oder mit de Thou
der Memoires glauben, daß er für seine
aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung
nirten und Katholischen [illegible]

Grundſätze, ſeine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholiſchen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn ſich der Papſt in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn ſelbſt die Königin Katharina unruhig wurde, und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündniß zwiſchen dieſen letztern und der Königin war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber, und das Geheimnißvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Complots, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi,*) einem römiſchen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben ſchenken, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zu viel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet. „Ein päpſtlicher Legat," berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sectirern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan und ihn aufs Aeußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß

*) Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX, Roi de France, contre les Huguenots, rebelles à Dieu et à lui; écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

n Demant an ſeinem Finger befeſtigte) ve
n königliches Wort. Noch eine kleine Ged
Vater ſelbſt ſoll meine Anſchläge und m
r rühmen.““ Der Cardinal verſchmähte d
icherte, daß er ſich mit der Zuſage des K
Aber, geſetzt auch, daß kein blinder Schwä
chichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo ka
: aus ſehr unreinen Quellen geſchöpft ha
hung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, da
Lothringen, der ſich eben damals zu Ro
hen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausge
ligt haben könnte, um den Fluch des P
er nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem
3 zu theilen.*)

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten
h des Blutbades ſelbſt, zeugt unſtreitig ſt

Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche, ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den heiligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollendeten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein ſolcher Charakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jünglingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn iſt.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint ſeyn mochte, ſo konnten die Häupter der katholiſchen Partei keine gleichgültigen Zuſchauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräuſch den Hof, ſobald die Hugenotten feſten Fuß an demſelben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ließ ſie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften ſich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptſtadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erlitt indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſchnell dahinſtarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calviniſten erwachte aufs neue bei dieſem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſorgfältigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigten, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damals auf ſeinem Schloß Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen wegen des nieder-

ervolio, ohne ſeine Ueberzeugung wankend
prach man ihm von den Truppen, die der
ammelte, und die, wie man behauptete,
timmt ſeyn ſollten; er wußte beſſer, wozu
nd verſicherte ſeinen Freunden, daß dieſe
igenen Rath vorgenommen werde. Umſo
uf die Geldanleihen des Königs aufmerk
uf eine große Unternehmung zu deuten ſchi
aß dieſe Unternehmung keine andere ſey, a
iederlanden, deſſen Ausbruch herannahe, u
its alle Maßregeln mit dem Könige getro
irklich an dem, daß Karl IX den Vorſtellu
chgegeben, und — war es entweder Wahrh
h mit England und den proteſtantiſchen Fü
eine förmliche Verbindung gegen Spanier
lle dergleichen Warnungen verfehlten daher
feſt vertraute der Admiral auf die Redli
ß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn forta

benden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das ſchrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Cabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit, die bitterſten Vor-

... spielte die Un-
abgesonderte Wohnung und ließ einen
ten. Der junge König war noch nich
selbst geworden, um sie beim Wort zu
jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen.
Anhang der Königin, und seine Furcht
noch größer ab, als er wirklich seyn mo
vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre
zog von Anjou und zitterte für Leben un
gebern verlassen, und für sich selbst zu
Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutte
Zimmer, und fand sie von seinem Brude
gen, von den abgesagtesten Feinden der
Er will wissen, was denn das neue
man die Hugenotten beschuldigt, er will a
ihnen zerreißen, sobald man ihn nur übe
daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sey.
das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaß
thätigkeiten, ihren ...

den, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreien. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Hauſe zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

Coligny's Schutzgeiſt, möchte man ſagen, hatte nun das Letzte gethan, um dieſen großen Mann, durch jenen meuchelmörderiſchen Angriff gewarnt, ſeinem Schickſal zu entreißen. Allein, wer entflieht dieſem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der beſſere Mann, wenn man ſich gegen ihn Alles, ſelbſt Treuloſigkeiten, erlaubt, welche ſich zu denken er unfähig iſt, mit größerm Ruhm, als wenn er ſolchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte — und ſeine ganze Partei, wie durch einen elektriſchen Schlag, empfand es mit ihm — daß mitten in der tiefſten Friedensſtille, da erſt ſeit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schweſter Karls IX die Parteien der Häuſer Valois und Bourbon, den Guiſen zum Trotz, vor dem Brautaltar ſich die Hände gereicht zu haben ſchienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr dießmal nicht, wie ſie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen, und mit einem Schlag alle Glieder dieſes Körpers zu lähmen.

Klug, bedachtsam, umschauend nach
ligny. Aber was die Furchtsamkeit hierzu
ganz. Das schwache Insect streckt seine
mer nach allen Ecken, und die Furcht
Gefahren. So wird Klugheit durch Furc
heit, die selten berückt worden zu seyn sich
auch nie mit Größe gehandelt zu haben b
Alles für eine Schlinge anzusehen pflegte.
Bund mit dem Glück. Als Feldherr verl
Schwäche seiner Truppen und andere Fehl
Zufall that wenig für ihn. Es schien,
seyn, welcher sich selbst Alles schuldig wäre
geschick, wenn Muthlosigkeit bei Allen die B
wenn sein zusammengerafftes Heer, halbna
Brod, so schnell zu zerstieben drohte, als es

Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umſturz einer partei-iſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität, vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partei, deren ganze Exiſtenz auf der freiwilligen Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dieß mußte der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an deſſen Untergang ſeine ganze Partei gekettet ſeyn würde; um ſo mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verſöhnung, nur jene unerbittliche Strenge ſeines Charakters zu erwarten hatte. Die Cabale fand ſeine ſchwache Seite aus. Der Schein ſo vieler Achtung und eines ſo feſten Zutrauens gegen ſeine Einſichten und ſeine Biederkeit, als er zu verdienen ſich bewußt war, auch die Ausſichten, ſeinem Vaterland und ſeiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinſchaftlichen Feind ſeiner Religion und des franzöſiſchen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte ſeyn müſſen. Vor und nach dem meuchelmörderiſchen Attentat drangen viele Gutgeſinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dieß thue," antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dieß *den König beleidigen.* Ich würde den Bürgerkrieg beginnen.

esuchen. Karl betheuerte dem Admiral se
olles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanfi
Unterthanen. „Ihr seyd verwundet, mei
hm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. —
ch Euch: ich werde eine Rache nehmen, die
oll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind.
u schnell beruhigt, klagte der Admiral nur
ald das unruhige Gemüth des Königs von
andenen Unfall auf die öffentliche Sache
ach den Niederlanden hinzulenken. Diesi
nen sollte die Laune des ungestümen ju
ester an den dazu unentbehrlichen Feldhe
Partei binden helfen. Aber die Königin M
er dem Vorwand, jetzt den Kranken zu sc
em geheimen Gespräche nicht lange. Mo
ieder zu seinem Ballspiel zurückgehen. D
eidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachri
nschlag gestört worden zu seyn, dieß war i

mußte. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwickelung der Umſtände fürs beſte. Selbſt ihrem Sohne gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dieß ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſamern zu ſchließen. Sie hatte nöthig, bei ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeſſen den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dieß noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemahlin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter gerade den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dieß entgehen, der die unſelige Kunſt verſtand, das unſtete Gemüth desſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren

[illegible] zuletzt dem Könige den Stachel
eigenes Leben ins Herz. Der König v
Prinz von Condé hatten mit ungewöh
thuung gefordert. Die wahre Macht d
tei war jetzt in Paris wie auf einen
gedrängt. Von ihr sey Alles zu fürcht
sie Alles zu wagen. Hatte nicht einer
dem Könige mit der unverschämtesten
sicht zu sagen gewagt: daß man sich sel
wissen werde, wenn es dem König an K
dazu mangeln sollte. „Und mit Einem
der listige Unterhändler, seines Ziels ge
mit dem König meint, darf es nicht lä
ihm über die dringendste Gefahr sein
ganzen Staats die Augen zu öffnen."
in diesem Augenblick, auf ihren Liebling
Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrautesten
rascht von gefahrvollen Entdeckungen, be
über seine bisherige [illegible]

ſchen. Der König ſelbſt, von Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guiſiſchen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalcapitän wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beiden Parteien unmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß."

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Gränzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeigehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapferſten Vertheidigung von Poitiers, das iſt ſeit ſeinem neunzehnten Jahre, hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben dieſen Tagen des Hugenotten Heinrichs von Navarra Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten ſchien alſo nicht bloß ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt und übte ſie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wieder auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partei durch Austilgung der proteſtanti-

. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen
ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der .
: — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus l
zu flüchten. „Geht," ſagte ihm der König mi
ıe, „ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wied
nun waren Zurüſtungen zur Flucht vor den
hnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres
)er Admiral mußte vollends ſelbſt ſeinen Feinde
über ſich und die Seinigen zuſammenziehen he
ıte ihn von vielen Seiten, daß die Guiſen no
ıg etwas verſuchen möchten. Einige riethen ih
Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertra
en ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines K
ſich in den Schutz desſelben und erhielt eine
der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garb
vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe
ȝ allen proteſtantiſchen Adeligen Wohnungen
n ſie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm n

lichkeit des Hofes an die Hugenotten alle Kraft, und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Cabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24 Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuilerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt Wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calviniſtiſche Partei in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre wirklich bei dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dieß zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen, aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauerte. Aber von den meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute, weil ſie glücklicherweiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Aberglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen, und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr ſehr leid *geweſen ſeyn*, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchſucht Be-

in der tiefsten Stille der unglücksschwangern Ba
vor dem Stadthaus versammelt. Schon wart
des Herzogs von Guise mit dreihundert Mord
verabredete Zeichen, Karl selbst erstickte in di
auch die Stimme der Freundschaft, in deren
Mitleiden ihm zum letzten Male sich zu nähern
Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Wi
onst geliebten Gesellschafter, den Grafen Franz v
auld, aus dem Schlosse unwissend dem lauernder
ehen, welchem er nun sogleich selbst das Signal zun
ssen wollte. Noch gefühlloser drängte Katharina di
Königin von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend
immer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so
alvinisten oder die im Dunkel der Nacht umher
er sie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufg
enn nur ihr eigener Plan seine bestimmten Opfe
Und dennoch, da nun der König, nach geg
nale, über der Pforte des Louvres in den Ba
tadt hervortritt

ſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zu-trauen. Man hörte einen Piſtolenſchuß. „Ob er Jemand be-ſchädigte, weiß ich nicht," — erzählte Katharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreien ins Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dieß weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen."

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblicke der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöste.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in die-ſem Augenblicke des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hin-übernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!" wurde die Pforte geöffnet, ihre Wäch-ter fielen, die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlaf auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten ver-miſcht. Drei franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutſcher von Adel (Besme) drängten ſich vor. „Biſt du Co-ligny?" rief dieſer. „Ich bin's," antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!" Besme durchſtach ihn in dieſem Augenblick gefühl-

zum Fenſter hinaus den Ermordeten vo
unterſuchte er das bluttriefende Geſicht,
gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen
tritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortw
kerzen vor den Häuſern; die Straßen wa
ſchloſſen; Wachen ſtanden im Hinterhalt
Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein,
aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Pro
ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden
Für ſie fand ſich in dieſer unerwarteten
noch Führer, noch Sammelplatz. Die Kat
unter einander an einem weißen Tuch um
an einem Kreuz von eben dieſer Farbe.
großen Dulders und die Farbe der Unſchul
Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich
ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten
und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige

fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichſten Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt, und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die Guiſiſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderläſſe," ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im Mai." — Bei dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Palaſte, in welchem der Verlaſſendſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre

ofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht
öglings von den Dolchen, welche dieſer mi
n aufhalten wollte. Blutend und verzn
h Gaſto von Leyran in das Schlafzimmer
avarra und machte ſie ſelbſt zu ſeinem E
öldner, die ihm nachſetzten. Die Königin
n Lothringen, ihrer Schweſter; an der Thü
delmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmä
n, und erwachte mit neuem Schrecken über
lches dieſe „Bluthochzeit" ihren eigenen
ben werde.

Dieſer war mit dem Bruderſohn ſeines V
a von Condé, während der Tag über den k
nen anbrach, zum Könige gefordert worde
den als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnet
: ganzen hugenottiſchen Partei die Einzige
aus das Leben zum Geſchenk erhalten hät
der Miene forderte er ihnen nun die ſchle

dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drei Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hätten! Dieß war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich Heinrich von Navarra mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließ, und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerſtand ihrem Beiſpiele nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und Wuth geſchwebt hatte, kannte Karls unbändiger Charakter ganz keine Rückſichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Gräueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt, und luſtwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weiſe mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbſt dahin kam der König, um an den verſtümmelten Reſten vom Körper eines Greiſen ſeine Luſt zu haben, deſſen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderſtehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, ſpottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbeſonnenheit begleitete ſeine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarſten Theilnahme an den Verbrechen dieſer Tage ſetzte ſich Karl ſo ſehr über allen Schein von Achtung gegen ſich und Andere weg, daß er am erſten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geſchehenen von ſich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guiſen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der ſchänd-

a ſie ihn in den Mordanſchlag hereinzuzi
wurde er beredet, daß der allgemeine Haß a
der Gewinn aber, Befreiung von Furcht u
gen ſeyn würde. Sobald aber nun nac
ine neue Faction der Montmorency's, welch
ie Seinigen Rache forderten, wider die S
drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld
ht als der ſchwache nichtsbedeutende Inhabe
heinen, unter deſſen Augen Jeder ohne
ſich zu erlauben wage. Um den Schein
was er nicht war und nicht werden konn
ch das, was er von ſich zu bekennen erröth
ch ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Li
Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwa
Uebrigen ſich zur Verſchleierung ihrer Thate
ſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand
zu werden, zu welcher ſein Reich, das A
unter dem eine Bart

gleich alle Verſchlagenheit an ihnen ſich müde geſonnen, die gereizteſte Wildheit ſie vollbracht und das furchtbarſte Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron ſelbſt, ſie geſchützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengeſetzteſten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Beſtrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar ſparten die Häupter der ſiegenden Partei nichts von Liſt und Gewalt, um die Früchte der Thaten ſich zu ſichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falſche Probierſtein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue erſparen zu können ſchien.

Man verhängte noch über einige von der mißhandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Juſtizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den ſchimpflichſten Gebräuchen in den Hauptſtädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerſchlagen, ſeine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verluſtig erklärt; ſein Schloß zum öden Denkmal ſeiner Schande der Zerſtörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitſchuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengeſetzten, aus dem Begangenen ſich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präſident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erſticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — ſchrieb dem König auf ſeine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten,

geſchont. Manche der Vornehmſten wa
geweſen, andere doch dem Blutbade entflohe
Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den
Katholiken ſowohl als Proteſtanten, der
Verfolger den Muth, ſie zur Rache zu un
bei andern wenigſtens das Mitleiden, ihrer
Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben
Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnun
ieſtiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte,
Beſtürzung vorüber iſt.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener d
einen Sieg über die franzöſiſchen Ketzer du
nd geiſtliche Freudengetümmel, durch Meſ
nner. Zu leichtſinnig glaubte man am H
ndenken an die vertilgten Hugenotten do
hrliches Feſt über ihren Untergang verewiger
utiger Rache brachten ſie ſich bald ſelbſt wied
iebenzigtauſend Calviniſten waren, nach

von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grauſamkeit zur Nachſicht, was konnte dieß anders, als gegen fortdauernde Hofcabalen den Blick des Argwohns ſchärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch ſichtbarer bloßſtellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns gibt, iſt verloren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtüm des Parteigeiſtes verführt, ſelbſt in eine Faction wider die andere ſich herabziehen läßt. So lange er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen, ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Deſpotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre feſtern Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

)rer Verwandten, der Coligny, weniger drol
ens mit dem Hofe einerlei Glaubensbeke
ſahen zu deutlich, daß ſie die Eiferſucht der
ede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſc
ordeten gegen ſich hatten.
lles überdieß, was aus irgend einer Urſach
den Hofpartei mißvergnügt war, vor ihr
von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war weni
jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in
Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu laſſe
Kein Wunder, daß die ganze innere Schn
n Partei, ſobald es zu einer Kriegsunte
n die unerwartete innere Stärke des kleine
teſtanten in einem beſchämenden Contraſt
Seeſtadt Rochelle hielt man für die letzte
teſtanten. Das Beſte war, daß dieſe von
achten. Sie vertheidigten ihn, wie man un
pft, da Katharina ihren Lieblingsſohn mi

zuführte; aber ſie fanden genug in ſich ſelbſt. Fünf Monate fochten ſie, und nicht bloß für ſich; denn ihnen allein ſchmeichelte man, Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, ſo lange ihre Glaubensgenoſſen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeſchloſſen ſeyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer ſolchen Kriegsunternehmung war die ſonderbarſte der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König ſelbſt gegeben. De la Noue, ein Calviniſt, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu ſpielen, den erſten, aber unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und ſie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dieß, und dennoch nahmen ſie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte dieſe kriegeriſchen Pflichten gegen ſeine Partei ſo genau, als die patriotiſche gegen das Vaterland, angelegentlichſt Frieden zu rathen, ſo oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensſtifter gehorchten ſie ihm nicht. Aber eine ſeltene Ehre bleibt es für die Proteſtanten, einen Mann beſeſſen zu haben, welcher zwiſchen einem ſchmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei ſo feſt in der Mitte ſtand, daß beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung ſeiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen ſie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zuſammentrieb, was der Hof auch von falſchen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung ſetzen konnte, hatte man nur ſo langſam herbeirücken können, daß ſie indeß

eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zwec
lichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen.
ihm ganz ähnlich. Viele Wagstücke ohne Plan,
hatten seine Reihen schon sehr dünne gemach
wirkten in einem so langwierigen Standlager n
damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Same
sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller M
diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Ge
Seinesgleichen Partei zu machen oder zu nehm
es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche
der Zeit sich bedeutend zu machen, was den j
des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alenç
chen, aber folgelosen Planen gegen den Hof v
chlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißver
en, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzünde
ie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es au
nd Andern zu verbergen, daß er nichts zu erre
Kaum hatte dem Herzog von Anjou seine

ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Veſte Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der ſtreitenden Parteien zernichtet zu ſeyn, ſo trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht bloß in den Provinzen, ſondern auch am Hofe und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Karln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht außer ſich ſelbſt verloren hatte, war er nie wieder, was er ſeyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, ſich von jener Herabwürdigung des Menſchen und des Fürſten in ihm zurückzuhalten, ſo war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtſinnig noch gewiſſenlos genug, der innern Rüge derſelben unter irgend einem ſchlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eiſernen Stirn der Schamloſigkeit zu trotzen. Der Aberglaube ſeiner Zeit, welchem er ſo viele Opfer gebracht hatte, war ſelbſt ſeine Strafe. Wo er einſam war, glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt. Blutende Geſtalten machten ſeine Nächte ſchlaflos, ſeine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf ſich mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in wilde Zerſtreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen ſeiner zerrütteten Seele. Er verſuchte es, durch neue Grauſamkeiten ſich ſelbſt abzuſtumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abſcheulichen Troſt abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte ſich dagegen zu bereden, daß ſie nur etwa vier bis ſechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewiſſen habe. So viele hatte ſie ſelbſt namentlich gefordert. Und von dieſen hatte ſie leicht ſich zu abſolviren, wenn etwa

urückgeſchreckt durch Beſorgniſſe vor [illegible]
, welche ihn zunächſt umſchloſſen. Er kannte ſe
Bruder. Die Geſchichte kennt ihn als Heinrich
mag es hier zur Schilderung von ihm ſeyn,
rinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit
n Söhnen auffallend vorzog. Eben dieſe ſeir
e Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund g
em ſeine Schwermuth jetzt ſchauderte. Von ih
eiter, wohin es ihr gefiel, treiben laſſen. L
cht, wie oft ſchon wenigſtens der Verdacht, au
en eine Italienerin zu ſeyn, ſelbſt bei dem
nen aus der königlichen Familie auf ſie ge
elbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mit
ien Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner ei
zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken ſ
n die Laune gehabt hatte, und den Herzog vo
n Armen ſah.

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, do
[illegible] Höchſt n

gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr, Karl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur ſich zu zerſtören, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines Hinwelkens vor dem 25ſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Polen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen: „Geh, mein Sohn; lange wirſt du nicht weg ſeyn.“

Nur Karls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft malte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellſten Wechſel zwiſchen Ungeſtüm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweiten Sohns ſchien ſich Katharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſucht entſchädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen ſie ungebärdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwicklung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach ſeinem Scepter zu greifen, deſto geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſage, durch Verwirrung Aller mit Allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In ſeinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle ſchon gezeigte Sucht, ſich auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, immer aufs neue. Er vertrieb ſich eine gute Zeit über bloß

je. unter dem schützenden Namen der Pri
)er am Hofe ſelbſt eine Partei der Mißver
Unterſchiede von der religiöſen Partei der
itiker nannten. In einem weſentlichern S
dieſe Benennung nie. Ihre Politik nutzt
n Gegnern. So lange die Proteſtanten ſich
hatte Katharina gegen beide weit leichteres
te nicht das Intereſſe des Herzogs von Al
Abſichten ſeines zweiten Bruders auf den T
) und alſo auch der Königin Mutter entgegen g
Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewinnen,
r der Spion ſeiner Mutter unter den Unz
i ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreif
lieferte er Alle, welche mit ihm complotir
willkürlichſten Entdeckungen, der Rache dieſ
aufs neue die Regentſchaft über Karln und
)änden hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben
unglücklichen Mündel zittern machen, ſo

Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſklaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Scepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt ins ferne Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenen Felde, und ſah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöſe und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich ausſpeien werde, und daß Alles, womit ihn ſein Gewiſſen ſeit der Bartholomäusnacht folterte, eben ſo fruchtlos als abſcheulich geweſen war. Kurz, er erlebte ſo viel, daß es ihm noch Troſt war, nicht Vater eines Sohns zu ſeyn, welcher die Laſt der Krone von ihm zu erben hätte. *)

*) Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, die Schiller ſelbſt wegen ſeiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Profeſſor Paulus im 9ten Band der 2ten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieſer Sammlung zum Theil übernommen hatte.

Herzog von Alba bei einem A
Schloſſe zu Rudolſtadt, im J

Indem ich eine alte Chronik vom ſe
urchblättere (Res in Ecclesia et Politica
nno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soeffi
676), finde ich nachſtehende Anekdote, di
rſache es verdient, der Vergeſſenheit ent
ner Schrift, die den Titel führt: Maus
ısita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738, fi
ich kann man ſie in Spangenbergs Adel
. 445 nachſchlagen.

Eine deutſche Dame aus einem Hauſ
rch Heldenmuth geglänzt und dem deutſ
gegeben hat, war es, die den fürchterli
rch ihr entſchloſſenes Betragen [illegible]

berg einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geſchwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſo beſcheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen General die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es

anzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigk
affnen und die Schloßpforten wohl zu verrie
ſich wieder nach dem Saale, wo die Für
ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den bewe
1, was ihr eben hinterbracht worden, un
das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man
chen, daß dieß nun einmal Kriegsgebrauch
nem Durchmarſch von Soldaten dergleichen
zu verhüten ſtünden. „Das wollen wir doc
te ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterth
e wieder werden, oder, bei Gott!“ — ind
Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut für L
dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Z
en Augenblicken von Bewaffneten erfüllt wa
ert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbie
[illegible] den Fürſten aßamten und das Früh

kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich aufs ſchönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII, darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der

hrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Ge
u bewaffnen und die Schloßpforten wohl
egibt ſich wieder nach dem Saale, wo
iſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in d
rücken, was ihr eben hinterbracht wor
ian das gegebene Kaiſerwort gehalten.
it Lachen, daß dieß nun einmal Kriegs
ei einem Durchmarſch von Soldaten de
icht zu verhüten ſtünden. „Das wollen
ortete ſie aufgebracht. „Meinen armen
hrige wieder werden, oder, bei Gott!“
re Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut
it dieſer bündigen Erklärung verließ ſie
enigen Augenblicken von Bewaffneten erf
chwert in der Hand, doch mit vieler
e Stühle der Fürſten pflanzten und da
eim Eintritt dieſer kampfluſtigen Scha
ha die Farbe: ſtumm und betreten

kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich aufs ſchönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII, darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I, Heinrich II und ſeiner drei Söhne beſchreiben, lieſt man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genie's oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob

wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den
hört, ſo würdig dar, daß er uns augenb
bräuchen desſelben ausſöhnen könnte. Er
tig, uneigennützig bis zum Vergeſſen sein
ich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, sein
inen Neigungen beſtändig, für seine Freun
n seine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis z
nd der Ordnung, und bei aller Liberal
z furchtbar und unerbittlich gegen die Fein
verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich m
hten Charakteren zu vertragen, ohne dabei
rakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu ge
d zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu
ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der her
ling, ſeine perſönliche Würde wegzuwerfen,
es Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seel
lbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche d
Dadurch und durch eine nie verl

dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souveräns gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen desſelben beſchließen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partei genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon wie der Marſchall von Vieilleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Claſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte; eine Claſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gährung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bei allen Stürmen der Faction unwandelbar an den König angeſchloſſen, und weder die Partei des Montmorency und der Guiſen, noch die der Condé und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In

gewinnen will, ſondern die Sprache eines da
das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkürlic
wird dieſer Antheil keineswegs verſteckt, un
Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demje
eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthät
ſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind i
fünf Bänden das erſte Mal in Druck erſchie
ſchon früher von Einzelnen gekannt und zum T
worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville
des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieill
garethens von La Jaille, aus dem Hauſe
Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielte
lebten dem ganzen Adel von Anjou und Mai
auch war ihr Haus eines der angeſehenſten uni
beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kan
knabe zu der Mutter Franz des Erſten, Rege
reich, einer Prinzeſſin von Savoyen: ein Zufa

Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt wurde, weil die Hausofficiere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentin vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäß erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm und ihn zu ſeiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute, Cornillon, der geſchworen hatte, ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreitauſend und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, dieſe Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wieder käme.

ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück un
des Löſegelds wegen an ſeinen Vater ſchre
wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchn
laſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theil
Herr von Monaco bewunderte dieſe edle S
ſich mit dem, was geſchickt worden war,
Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieill
dieſes Herrn von Monaco gefangen und
lich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville di
dem Neffen des großen Andreas Doria,
Kammerpage bei dem König geweſen, als
gentin Edelknabe war. Vieilleville beſuch
auf ſeinen Galeeren, deren er achte zum
commandirte. Doria bot ihm eine ſeine
er wählte die, welche die Regentin hie
Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten ei
Abends ging er wieder in das Lager, das

bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bei dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derſelben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere ſchon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verloren, mußte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitän und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Capitän der Galeere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit und beredete den Capitän, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm, und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville unter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Capitän Napoleon, einen Corſen, mit der Regentin auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, ſo entdeckten ſie eine Galeere, die ihnen kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen

nee wieder an, wo er aber ſeinen Freund
raf, der mit zwei Galeeren nach Frankrei
t. Da die Belagerung von Neapel, die Lau
te, ſehr langſam von ſtatten ging, ſo
ien Abſchied, und dieſes zu ſeinem Glück
:e darauf riß die Peſt ein, welche die me
mee dahinraffte.

Als er ſich dem König bei ſeiner Zurück
ı ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen ur
ıte ihm derſelbe, daß ſchon Alles verziehen
: Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ih
n einzufinden, und gab ihn dem Herzog vc
eiten Sohne (der ihm unter dem Namen
prone folgte) mit den Worten: „Er iſt
ein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon getho
r Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn e
n Frankreich erheben.“

tauſend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten ſich zu unterreden, der ſich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei dieſer Unterredung nur die ſechs Perſonen bei ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmſten aus der Stadt. Vieilleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre, daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deßhalb Geiſeln zu ſtellen. Der Vice-Legat willigte in den erſten Punkt; Geiſeln aber wollte er in keinem Falle ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Capitänstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet; er bat daher, ſie in die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, was denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß der Vice-Legat, noch ſeine Leute es gewahr wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geiſeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſah, daß er ſtark genug war, gab er dem Vice-Legaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die

von einem der Flintenschüsse kamen dann
undert Mann, die man über der Stadt
orn versteckt hatte, als Hinterhalt hervor
em größten Muth ein. Den übrigen Theil
leilleville auch herbeigerufen, und nun kamen
ahnen und klingendem Spiel an. Er nahm
r Thore, die zublieben, außer das Rhone-
uve, welches schon französisch ist. Da sich
rch diese Kriegslist Meister von der Stadt
g er an, die Ordnung darin herzustellen und
um zu halten, so daß keinem Einwohner, d
lt, etwas zu Leide geschah und keine Frau
delt wurden. Doch kostete ihm dieses nich
mußte sogar fünf bis sechs Soldaten uni
derstoßen, der mit aller Gewalt plündern w
able lagerte sich nun bei Avignon, und Vi
nig zurück, den er in Tournon antraf, w
ude empfangen wurde. Als er vor den
te dieser ihm also

Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Compagnie von fünfzig Mann (Gendarmes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müßte und keine Gelegenheit hätte, ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie, allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gendarmes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delicateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, Ihr habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, „Ihr würdet, wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg geweſen „wäret, Tag und Nacht gerennt ſeyn, um ſie zu begehren, und „nun ich ſie Euch von ſelbſt gebe, ſo weiß ich doch nicht, was für „eine günſtigere Gelegenheit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag „einer Schlacht, Sire,“ antwortete Vieilleville, „wenn Ew. „Majeſtät ſehen werden, daß ich ſie verdiene. Nähme ich ſie „jetzt an, ſo könnten meine Cameraden dieſe Ehre lächerlich „machen und ſagen: ich habe ſie nur als Verwandter des Herrn „von Chateaubriand erhalten; lieber aber wollte ich mein Leben „laſſen, als durch etwas anders als mein Verdienſt auch nur „einen Grad höher ſteigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten ließ dieſer

, wenn du ſie auch nicht mit einander
doch Letzterer dem Erſtern bald folge.'
rach es auch, jedoch nur mit dem Vorl
ś den Vorzug zu geben. Der König ließ
rufen, reichte ihm die Hand und ſagte
kann bei der Schwäche, in der ich mi
)ts Anderes ſagen, Vieilleville, als daß
ch ſterbe; aber hier iſt mein Sohn, der mi
zu vergeſſen. Sein Vater war nie und
t will er, daß er Euch den zweiten Marſch
ch, der aufgeht, gebe, denn ich weiß woh
timmt iſt. Aber ich bitte Gott, daß er
ınd gebe, als wer deſſen ſo würdig iſt, w
ht auch deine Meinung, mein Sohn?"
Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen
:; allen Dreien ſtanden die Thränen im
ließen die Aerzte den Dauphin und alle
en, und bald darnach gab der König den

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Erſterer aber zu Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieilleville aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez commandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht? frägte ihn der König. „Sire," antwortete Vieilleville, „es würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe „eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — Auch „hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn ich weiß, „daß Ew. Majeſtät gleich nach Ihrem feierlichen Einzug in „Paris beſchloſſen haben, Boulogne den Engländern wieder „wegzunehmen. Vielleicht bleibt dabei ein Capitän, ein Mann „von Ehre, deſſen Platz Sie mir geben werden, oder bleibe ich „ſelbſt; denn um meinem König zu dienen, werde ich mich „nicht ſchonen, und dann bedarf ich keiner Compagnie mehr." Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. André. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bei ſeiner Antwort: „Lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Biez, eines Verräthers, haben."

Der Marſchall von St. André, der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäußert hatte, war äußerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert Euch, mein beſter Freund, dieſer Rede, wobei Ihr den König zum Zeugen habt." Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen; wiewohl er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

ige dankten Gott, daß er eine Compagni
adies geſchickt habe, ſie zu bewachen; 2
Gendarmes der Litanei. So fand ma
Compagnie nicht fünfzig Dienſtpferde. 2
beſonders aus der Gunſt, in der ihr Ch
Armee ſtießen; es hieß immer, ſie wäre
entbehrlich, um eine ſo große Stadt, wie
ten. Bei der Muſterung entlehnten di
thigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo
nung neun bis zehn Jahre, bis der alte C
n ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch
chande nicht aufdecken wollte. Eben deß
m lieb, Vieilleville zu ſeinem Lieutenant
s einen ſtrengen und unerbittlichen Ma
icht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Cl
ordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen u
nnte. Hier erſchien er nun mit ſechszig

Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferde manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gendarmes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord nnd Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen, ſo daß dieſe Compagnie bei der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gendarmerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleivlle den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirt, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabei, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer

[illegible] und erhoben ein Geſch
lich dem Brummen der Bären glich. Da
König dieß gefiel, verſammelten ſie ſich alle
ein ſolches entſetzliches Hurrah an, daß die
vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten,
über Alles hinrennten, welches den Spaß ſehr
viele Leute dabei verwundet wurden. Deſſen
ie noch einen Rundtanz, wo die Schweize
niſchten.

Von da ging der König über den Berg Ceni
in Vater Franz I ſchon den Prinzen von Me
ngeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König
ar, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo
uartier in Turin machte, und die Leute des
ontmorency aus mehreren Wohnungen, die
rauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzu
r Connetable ſehr übel aufnahm, ſo daß er
n ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände
m Rang zu logiren. [illegible]

daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bei ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Capitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und dieſe war ſo reichlich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Salzweſen angeſtellte Officiere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich auch ſelbſt an, dieſes ins Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bei Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Officiere ins Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht „ihr Herren, und ſalzet die Fiſche in der Charente!“ auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Canaille, und brate die Fiſche „der Charente, die du mit den Körpern von deines Königs „Dienern geſalzen haſt.“

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die

...nechte unter dem Heu und Stroh
...ner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, C
...und Hellebarden versteckt. Der Wirth,
...ier Augen zur Rede setzte, antwortete i
...aß seine Nachbarn diese Waffen hieher v
...ohl wüßten, daß er ein unschuldiger Ma
...etzte er hinzu, in den zwei Tagen, so J
...Niemand nur ein hartes Wort erhalten,
...ehr sagen, daß fünfunddreißig Koffer ur
...enen Edelleuten, die sich in ihrem Haus
...eher gebracht worden, die ich habe einn
...kannt ist, daß ich nie mit diesem Unwese
...bt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr,
...eder sie noch ich Schaden leiden. Viei
...ß er unschuldig, aber ein armer Tropf
...und etwas davon zu entdecken, die Wa
...ne Scheune zu verschließen und stellte i
...ß er selbst sie erkauft und bezahlt hab

ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath Valvyn. Dieser kam ihm gleich entgegen, und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkungsart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gedrückt, ja sogar Hausgefangener sey. Vieilleville sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau von Valvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; sie hatte deßwegen auch ihre zwei Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, allein Vieilleville hob sie auf und sagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leides geschehen lassen. Da sich die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohnte und Graf Sancerre hieß, und besonders ein junger Edelmann, die Thüre in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Reisig gesprungen seyen und sich hieher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte sie, ob es nicht der Bastard von Beuil sey? — So heißt er, sagten sie. — „Nun da muß man sich nicht wun„dern, versetzte Vieilleville; bei dem Sohn einer H... ist für „Mädchen von Ehre in dergleichen Dingen nie Friede, noch „Sicherheit; denn es verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber seiner

[illegible] zu [illegible]
um Abendessen nach Hause, wo er selbst
achte, und sie für die Zukunft sicher zu
e trauten auch ihm nicht und kamen, s
Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer F
n sich dadurch viele Unannehmlichkeiten
ndern Bürgern widerfuhr, denn alle Ei
ne Ausnahme des Geschlechts, mußten a
un; allein die Familie Valvyn blieb da
onnetable Vieillevillen erinnern ließ, sie
rauf dieser aber ganz erzürnt sich erklä
ausleute zu dieser schimpflichen Abbitte
rde er selbst mit ihnen kommen; er v
n geringer Lärm darüber entstehen sollt
Es geschah öfters, daß von den Comp
orfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourd
edürfnisse einzukaufen, oder auch um di
zusehen. Einer von den Gendarmen un
ichten sich dieses zu Nutze und meldeten

den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube feſt, und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieilleville davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte und, ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drei leicht beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“ Die andern zwei wurden von ihren Cameraden ſelbſt getödtet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden, und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Meſſer an der Kehle hielten, daß er nicht ſchreien ſollte. Er warf ſich vor Vieilleville nieder und dankte für ſein Leben und Wiedererſtattung ſeines Vermögens; dieſer befahl ihm, die drei Todten zu begraben und eine Meſſe für ihre Seelen zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beiſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſär bei ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipirt ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bei der Verabſchiedung ſeine Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände

großer Bewunderung aller Anweſenden d
trefflichem Stande. Sie nahm ein groß
über ſechshundert Pferde ſtark, denn er
ſo die Handpferde ihrer Herren ritten,
neben der Compagnie ſtellen laſſen ur
wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam
allen Großen, die ihn begleiteten, auf ei
ſchimmel, der auf zweitauſend Thaler ge
Compagnie entgegen und zeigte da, wie
reiten verſtünde. Er gab hierauf dem
dieſen Herren in einem Feld neben dem
Baſtmahl unter Hütten, die er aus Zw
ufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſein
gewöhnliche Garniſon nach Xaintonge u
Hauſe, wo die Heirath des jungen Mar
einer Tochter vollzogen wurde, bei wel
unzähliae Menge Fremder ſich einfand

ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzuge des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apechon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Biron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzigtauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bei dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner großen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bei dieſen Confiscationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn," ſetzte er hinzu, „wir würden „in allen Parlamenten einregiſtrirt werden und den Ruf als „Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend Thaler den Fluch

ßer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Comp
fflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld e
:r ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die
die Handpferde ihrer Herren ritten, in einige
)en der Compagnie ſtellen laſſen und nicht
: es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam dem Co
:n Großen, die ihn begleiteten, auf einem prä
immel, der auf zweitauſend Thaler geſchätzt w
mpagnie entgegen und zeigte da, wie er ſein P
ten verſtünde. Er gab hierauf dem Connet
:ſen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein
aſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen he
frichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Comp
wöhnliche Garniſon nach Xaintonge und ging
auſe, wo die Heirath des jungen Marquis voi
iner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Ge
nähliae Menae Fremder ſich einfand, die alle

ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzuge des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apchon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Biron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaintonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzigtauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bei dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner großen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bei dieſen Confiscationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn," ſetzte er hinzu, „wir würden „in allen Parlamenten einregiſtrirt werden und den Ruf als „Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend Thaler den Fluch

ß ſchamroth worden war, und Biron; ſi
en und ließen das Papier auf der Erde
n aber, welche ſchon gar zu ſehr auf die
ten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſe
e's, hoben das Brevet auf und zerriſſen
chen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von der
bei denn auch Vieilleville und ſein Schw
legen waren. Eines Tages fiel ihm ein
glaub Geſandter geweſen, der Herzog v
ige Stichelreden über die Bravour der Fran
eilleville bat daher den Herrn von Eſpinay, ſi
ng zu werfen, wie an dem Tage einer Schl
bſt ſich an, nahm noch drei Edelleute mit
:folge ganz in der Stille vor die Thore vo
:ompeter blies, und man verlangte zu wiſſ
: fragte, ob der Herzog von Somerſet in
ieilleville wäre hier und wollte eine Lanze

„komme, damit wir nicht ins Lager wieder zurückkommen, ohne „uns gemeſſen zu haben; denn es geht um die Ehre eurer „Nation, wenn ſich Niemand zeigt.“ Endlich zeigte ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieille-ville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer „Mylord iſt Euer; ſeht Ihr nicht, wie er auf engliſche Art reitet, „er berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen Knieen. Sitzet „nur feſt und ſenkt Eure Lanze nicht eher, als drei oder vier „Schritte vor ihm; denn wenn Ihr ſie ſchon von weitem herunter-„laßt, ſinkt die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn das „Auge wird von dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde würfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen weg-führen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtießen auf einander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Taillade, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen dem La-ger zu und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd, und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein ſchrecklicher Sturm den König,

:bt und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu
Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er g
: es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, i
iay eingedenk zu ſeyn, die nicht in den Krieg
zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, f
zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Fan
ien. Doch wolle er gern von ihm vier der ſch
n Stuten annehmen; eine Großmuth, über we
: wenig verwundert war.
Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, ei
't nach Frankreich zu ſchicken, um den König
n gegen den Kaiſer (Karl V) beizuſtehen, der ei
gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. D
't beſtand aus dem Herzog von Simmern,
Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühm
helm von Oranien, und andern vornehmen
ehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier en
chaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer A

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwei Beiſitzer des kaiſerlichen Kammergerichts zu Speyer, und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfingen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich nicht, meine Herren, „daß dieſe Deutſchen ſo aufgebracht ſind, denn ſie ſind nicht „gewohnt, ſobald vom Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vor„trefflich gegeſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Geſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieillevillen kam, der

König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſ
eine Vormauer gegen die Champagne und
bemächtigen. „Und was den Vorwurf betrifft,
table,“ indem er ſich zu ihm wendete, „den
„Ablegung Ihrer Stimme geäußert, daß die De
„oft ihren Sinn ändern, als ihren Magen leer
„eine Verrätherei hinter ihrem Anerbieten ſte
„wünſchte ich lieber mein ganzes Vermögen zu
„daß ihnen dieſes zu Ohren käme; denn wenn
Fürſten, wie dieſe ſind, davon einer dem K
Wahl den Reichsapfel, der die Monarchie a
linke Hand, der andere den Degen, um ſie
die rechte gibt, und der dritte ihm die kaiſerli
ſetzt, weder Treu noch Glauben halten, unter
Race Menſchen ſoll man dieſe denn finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen,
s März 1552 ſollte die Armee auf der Gränze v
ſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieser Anstrengung; denn die andern Städte waren aufmerksam geworden, und man fand sie gerüstet. Auch ließen die deutschen Fürsten den König wissen, daß ihr Friede mit dem Kaiser gemacht sey. Dieser Letztere hatte sich kaum der einheimischen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzosen die eroberten Gränzstädte wieder wegzunehmen. Auf das erste Gerücht dieses Einfalls warf sich der Herzog von Guise mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marschall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville bestimmt hatte, hatte sich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, so gern er Vieilleville belohnt hätte, und schickte diesen nach Verdun, um dem Marschall von St. André, dessen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieser Stadt gute Dienste zu leisten.

Vieilleville ließ Verdun sehr befestigen, allein zu seinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf diesen Platz losgehen würde, sondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm sich daher vor, die kaiserliche Armee, die sich wegen ihrer Größe sehr ausdehnen mußte, so viel möglich im Freien zu beunruhigen und sie in enge Gränzen einzuschließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Estain in Lothringen, welches Land vom Kaiser und den Franzosen für neutral erklärt war, den Kaiserlichen viele Lebensmittel zuführte, und beschloß daher, sich von Estain Meister zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren jeder einen Bedienten bei sich hatte;

ft ihnen beföhle und das Beſte ihrer unter
chte, die ihre Landesproducte gern mit V
bringen wollten. „Und wie," ſagte Vieilleville
cht auch etwas für unſer Geld haben?" —
ntworteten ſie. — „Nun, ſo geht," befahl
, „und holt für uns und unſere Pferde
r. Blaſe, Trompeter, unterdeſſen ein luſtiges
bald werdet ihr euch was zu gute thun." D
knechte, ſo der Amtmann bei ſich hatte, w
bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber
uſammengeſtoßen. Die vier Soldaten ſtiegen
fallgatter, daß es nicht herunter gelaſſen wer
waren ſchon die zwölf Pferde in dem Tho
auch das Corps an, drang mit in die St
a ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Sp
n ein Verwandter des Herzogs von Alba, w
mann, hatten aber Lärm gehört und über die
Vieilleville war ſo aufgebracht dar

ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Albert von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hangen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die letzt eroberten eilf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchickten ſie dem König zweiundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen, denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenig Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Capitäns bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mouſſon in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte gleich nach obiger Berathſchlagung

r Aufträge ins kaiserliche Lager. [illegible]
ültige Entschuldigung zu haben, daß er diese
: reiste, damit er die Stärke der Feinde und
haben konnten, desto eher entdecken möchte.
te und entschlossene Mensch machte sich alse
nd etwas davon wußte, mit seiner gelben Sch
ngische Zeichen der Neutralität war, auf de
in weniger als drei Stunden vor den Thore
ousson an. Man fragte ihn, woher er komme
? was er zu verrichten, und ob er Briefe hab
e vor die Befehlshaber geführt zu werden, s
iner Antworten. Da er vor sie kam (es ware
onso de Arbolancqua, ein Spanier, und Fabri
Römer), wußte er ihnen auch auf Alles so
orten, daß sie ihn nicht fangen, noch seine ei
nung entdecken konnten. Er bat sich nun d
in sein Logis zu gehen, und fragte, ob sie n
rlichen Majestät zu bestellen hätten? Er hoffe
[illegible] und würde ihnen treue Dienste leisten.

„geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! Mich koſtet es „mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn die Ungerech„tigkeit war zu groß, da wir doch Alle verbunden ſind, dem „Herrn, dem wir dienen, Alles zu thun, wie dieß der Fall „bei dem Kaiſer und meiner Gebieterin iſt. Denn wenn zwei „dieſer Herren wären gefangen worden, ſo hätte man viele „heimliche Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Majeſtät erfahren. „Und dieſer Wütherich hat meinen armen Bruder tödten laſ„ſen, und er hatte keine weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu be„ſchönigen, als daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Ver„dammt ſey er auf ewig!“

Fabricio Colonna und Don Alphonſo, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut mußten und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und verſprachen ihm, den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil,“ ſagte er, „meine Botſchaft gewiſſe Staatsgeheimniſſe des Königs von „Frankreich enthält. Würde ich nun mit Briefen ertappt, ſo „könnte ich die ganze Provinz ins Unglück ſtürzen, denn durch „dieſes iſt die Neutralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, „gefangen oder wenigſtens gefoltert zu werden.“ Sie ließen ſich mit dieſem zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tags zeigt er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins

ichern Nachrichten zufolge ſeit zwei Tagen
Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn.
nan ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs a
en Dienſt ſeiner Majeſtät bekannt ſey.
einen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten
hen Herren ſehr und ſagten ihm, daß er g
abt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom
ütztubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten
leden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſe
erden wollte, ſollte er nur alles Möglich
eldherrn Vieilleville, der dem Lager des
habet habe, in ihre Hände zu bringen. Er
ß er nichts anders verlange, wenn er es
ß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm d
ibe reiße, um ſich wegen Ermordung ſei
chen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm a
s Kaiſers mit Macht bei dieſer Unterneh

nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeichneten Dienſt geleiſtet, und bei einer andern Gelegenheit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jetzt erlauben, ſich ſeiner guten Gebieterin ſogleich zu zeigen; er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung, das Geſchenk anzunehmen, und all die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn ſchon für verloren hielt, denn er war ſchon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich ins Werk ſetzte, ohne einen Menſchen dabei zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach Pont-à-Mouſſon zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Condé fur Mozelle reiten würde, um mit ſeiner Gebieterin, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange währen ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſertäckchen tanzen laſſen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, aus ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Partei bedienen. Er ſolle noch hinzuſetzen, daß Vieilleville, der Garniſon von Pont-à-Mouſſon fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte, zur Begleitung mit nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu

ſtaunen geſetzt werden. Mit möglichſter Sch
ſie ihre Anſtalten, dieſen glücklichen Fang zu
gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſo
mal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie
mußte ausreiten, ſo daß nur etwa fünfzig
Stadt zurückblieben, und man hielt ſich des
gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kund
Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute
von Nevers zuſammenberufen und ihnen erkl
muthiges Unternehmen vorhabe, wobei ſie ſich
drießen laſſen müßten, zehn Stunden zu Pfer
Er verſicherte ihnen, es würde dabei etwas hera
ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. All
frieden und machten ſich ſogleich bereit. Sie
Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bi
gegen das Holz von Rouzières. Hier vertheilte
Truppen und leate ſie an verſchiedene Plätze in

gend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat ſeinen Hinterhalt am beſten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drei Stunden, als der Feind ſich zeigte. „Wenden wir „uns um nach Toul zurück," ſagte Vieilleville, „als wenn wir „fliehen wollten, jedoch in langſamem Schritte, und fangen ſie „an, uns in Galopp zu verfolgen, ſo galoppiren wir auch, bis „ſie an unſerm Hinterhalt vorbei ſind. Geſchieht dieſes, ſo „ſind ſie unſer, ohne daß wir nur einen Mann verlieren."

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſetzte ihnen in ſtarkem Galopp nach mit einem ſchrecklichen Siegesgeſchrei. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind und rüſten ſich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe in vollem Rennen daherſprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreien hörte: Misericordia, Signor Vieillevilla . . . Buona Guerra, Signori Francesi. Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhören ließ, und der übrig gebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz, und fünf und zwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die

Verwundeten oder Gefangenen aber wurde
Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standa
Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchi
einer Unternehmung nöthig habe, die ihm
in den Sinn käme. Als man in ihn drang
dieß für ein Unternehmen ſey, antwortete A
keiner von den Thoren, die das Bärenfell
ihn gefangen haben. Auch wollte er es nich
bricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchaf
um ihn zu tödten und jetzt ſelbſt von ſeiner

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieille
ſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiß
„nen Kopfhelm und meine Armſchienen, und
„à-Mouſſon. Biſt du eine Viertelſtunde v
„fange an zu galoppiren und rufe Victoria,
„den Vieilleville und ſein ganzes Corps geſch
„ihn mit dreißig oder vierzig andern franzö
„gefangen bringe. Zeige ihnen zum Wahrze

„ſobald du im Thor biſt, auf dasſelbe zu ſteigen, als wollteſt „du meine Feldzeichen daſelbſt aufhängen, und halte dich bei „den Fallrechen und Fallbrücken auf, daß man ſie nicht nieder„laſſe. Gott wird das Weitere thun.“

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und ſonſt Alles, was ſie von kaiſerlichen oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen, um die franzöſiſchen Gefangenen zuſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verließe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemand vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Galopp an, und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte Hund „von Franzmann, der Vieilleville, und ſeine Leute alle ſind „geſchlagen. Fabricio führt ihn gefangen dem Don Alphonſo „zu. Hier ſind ſeine Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feld„zeichen. Mehr als hundert Todte liegen auf dem Platz, die „Andern alle ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte ſie alle

ð er die Waffen und Armſchienen, eines P
viele Lanzenſtücke und weiße Standarden ſah
ht, ſondern ſetzte ſich zu Pferde und ritt,
anzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orva
nz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Ge
ictoria, Victoria! los Franceses son todos mat
ſen ſind alle getödtet). Alphonſo, dem dieſe
e Spache gar wohl gefiel, ging immer vorw
al fallen ſie über ihn her, umringen ihn, m
r, was er bei ſich hat, ſelbſt die Bedienten,
fangen. Es kamen der Reihe nach immer
ber Alle hatten dasſelbe Schickſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré
jonſo die Standarte, welches gerade die von ſ
ar, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen
eiten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der
ußte ihm ſagen, daß, wenn er bei Annäherung
bore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor

und hieb ſie alle zuſammen. France! France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und beſetzen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hineinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vieillevillen war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte; denn dieſes war der Inhalt der Briefs, den le Grec ins Franzöſiſche überſetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangscomplimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche (vor Metz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Officiere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunder „Gottes willen! warum ſtürmt man denn da nicht hinein? Sie „iſt groß genug und dem Graben gleich, woran fehlt es denn

ıym zu antworten, daß wir nicht vor Dürren,
ſau, noch andern deutſchen Städten wären, die
wenn ſie nur berennt ſind, denn in dieſer Sta
ſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von
franzöſiſchen Herren und neun bis zehn Prinzen
Geblüt, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und
fällen, bei denen wir immer verloren, erſehe
dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorn
„Bei Gott, ich ſehe wohl, daß ich keine Mä
„ich muß Abſchied von dem Reich, von allen
„von der Welt nehmen und mich in ein Klo
„denn ich bin verrathen, verkauft, oder wenig
„bedient, als kein Monarch es ſeyn kann; aber
„ehe drei Jahre um ſind, mach' ich mich zum
„Ich verſichere Euch, Don Alphonſo, ich hätt
Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre
bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo
Brabancon, Feldherrn der Königin von Unaar

und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen und gegen alle Hoffnung ſchlecht von ſtatten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Haufen dahinſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber ſeyd auf Eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahnet viel Schlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn als er in die Provence, ins Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvorgekommen, und habe ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger begünſtigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. f.“ Nach Leſung dieſes Briefs war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont-à-Mouſſon an, eben da man ſich zum Mittageſſen ſetzen wollte. Vieilleville ging ihm ſogleich entgegen; es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kund-

[illegible] und dem Kaiser keine U
sich der andern Städte von Lothringen zu versic

Den andern Tag schlug Vieilleville vor, un
der kaiserlichen Feldzeichen einige Streifereien
vorzunehmen und so die Feinde anzulocken. T
Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, da
überließ er Vieilleville alle Anstalten und das Co
ogen mit ungefähr vierhundert Mann aus un
dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche
n die Hände ritten, die sie für Spanier und D
So kamen sie bis Corney, den halben Weg von P
ach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kai
Da sie hier nichts fanden, trug Vieilleville, unge
cher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe
orwärts zu gehen. Auf diesem Wege trafen
onvoi von sechzig Wagen unter einer Bedeck
undert Mann an, die ihnen alle in die Hände
ar es aber zu spät, um nach Pont-à-Mousson zu
nn sie waren auf vier Stunden [illegible]

unter andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Escorte, ſo uns der Kaiſer entgegen ſchickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem Herrn von Vieille„ville zugehörte.“ Warum? fragte Vieilleville ſelbſt. „Weil „er es iſt, der Pont-à-Mouſſon mit den kaiſerlichen Feldzeichen „eingenommen hat, worüber der Kaiſer außerordentlich aufge„bracht iſt. Ich war geſtern bei ſeinem Lever, und ich hörte „ihn ſchwören, daß, wenn er ihn ertappte, er ihm übel mit„ſpielen wollte. Dieſer Verräther Vieilleville, ſagte er, hat „mit meinem Feldzeichen Pont-à-Mouſſon weggenommen, und „mit kaltem Blut meinen armen Don Alphonſo umgebracht, „auch alle darin befindlichen Kranken tödten laſſen, und die „Lebensmittel, die für mich beſtimmt waren, weggenommen. „Aber ich ſchwöre, bei Gott dem Lebendigen, daß, wenn er „jemals in meine Hände fällt, ich ihn lehren will, ſolche Treu„loſigkeiten zu begehen und ſich meines Namens, meiner Waf„fen und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. Auch der „mächtigſte und tapferſte Fürſt müßte auf dieſe Art hintergan„gen werden. Er ſoll verſichert ſeyn, daß ihm nichts Anderes „bevorſteht, als geſpießt zu werden, und verdamm' ich ihn von „dieſem Augenblick an zu dieſer Strafe, wenn ich ihn bekomme. „Und ihr Andern, euch mein' ich, die ihr mein Heer comman„dirt, was für Leute ſeyd ihr, daß ihr nichts gegen dieſen „Menſchen unternehmt? denn ich hörte noch geſtern von Je„mand, der mir treu iſt, daß er noch immer alle Tage mit „ſeinen Soldaten herumſtreift in rothen Schärpen mit den „ſpaniſchen und burgundiſchen Feldzeichen, unter welchen er

,mag sich in Acht nehmen; denn sie sind sehr
,besonders die Spanier wegen des Don Alphonso d
,den er auf eine grausame Art hat umbringen

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alpho
Bette todt gefunden worden, und Niemand sein
ert hätte. Vieilleville würde lieber wünschen,
n haben, als sich einer solchen That schuldig z
ürchte sich jedoch nicht vor des Kaisers Drohu
hre erfordere, zu beweisen, daß es eine Unwah
ner solchen Unmenschlichkeit zu beschuldigen.
erkte an diesen Reden, daß Vieilleville mit ihm
inkten ihm die Andern zu, daher er nicht weit

Auf dieses beschloß Vieilleville, mit dem Herzo
h zurückzuziehen. Kaum waren sie eine halbe
orney, als Habert einhergesprengt kam und si
cht in Corney zu übernachten; denn der Prin
sque käme mit dreitausend Schützen und tau
gen Miternacht an, indem er dem Kaiser geschw

nen Entſchluß unterſtützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch Liſt und Ueberfall.“ Er nimmt darauf die rothen Standarten und reißt ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füßen ſterben, und zerriſſen Alles, was ſie Rothes an ſich hatten. Der Herzog von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. „Das iſt Alles eins,“ antwortete Vieilleville, „ich weiß, womit ich ſie ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald; in jedes verſtecke ich zwei hundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt ſeyn.“

Da der Herzog von Nevers ſah, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beſchloſſen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranſtalten; ſie waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Villeſaleron, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Pferden und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden frei-

uno oiejen xetzten, den Maire, habe er vor vi
und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen

Den Sonntag darauf, den 1 Januar 1553,
ville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die 2
Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig a
Dureſtal und erholte ſich von den Mühſeligkeite
Unterdeſſen hatte man ihm bei Hofe das Gou
Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig cor
gedacht; beſonders verwendeten ſich für ihn d
Guiſe und von Nevers als Augenzeugen ſeine
Metz. Allein der Connetable warf ſich auch
und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, d
:ung ausgehalten habe, nicht abſetzen könne, u
'illen lieber ſeyn würde, wenn ihn der Kön
Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Far
er hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, je
teur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſod

wortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieſes Beide von einander entfernen, da ſie jetzt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwei Jahre älter als der Herzog von Eſtampes. Zweitens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtützen und ſich gegen die Geſetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, ſtreng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich in eine Provinz verſetzt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erſt zweiundvierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Sy* zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen und Alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ den Connetable rufen und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben ſolle, Gonnor ſolle ſogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Capitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Gar-

Capitäns abhingen, wenn ein Soldat ihne
Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arſe
geben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vi
ders den Sergentmajor von der Stadt, den C
und den Prevot, Nameus Maurés; er lobte ſie
in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſogleic
ſchöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in groſser Unordnun
dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächt
Belagerung ausgehalten, und es verging keine
fünf bis ſechs Schlägereien vorfielen über den
am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unt
vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigt
ſich die Soldaten für ihre Officiere die Hälſe.
deßhalb in groſser Verlegenheit; er mußte fürcht
Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo g
als der Graf von Mannsfeld im Luxemburgiſc
mandirte, und beſonders in Thionville, vier

gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln und that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen Niemand, weß Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt er bei einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte geweſen ſeyn. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Cavallerie mit ihren Officieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt dort auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entſtand, als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Compagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu

ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſi
Betten ausheben, und war ſelbſt bei dieſen E
gen mit ſeinen Garden und Soldaten. Die
räuber wurden in ſein Logis gebracht, hie
nen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da
den, ſogleich der Proceß gemacht. Des M
Uhr waren ſchon drei davon gerädert und die
gen, ſo daß ihre Capitäns ihren Tod eher al
nehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein großes Schrecken in der
ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, da
Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer f
der ihm ſieben Jahre gedient hatte, wurde g
Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus
das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner
Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dre
mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den

manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch ſechsundzwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Officiers und Soldaten verſteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch, weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei ſich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt, da man ſah, wie gerecht und unparteiiſch Vieilleville in Allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten, eine Bittſchrift einzureichen, und dieß geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beim Herrn von Gonnor, abgewieſen zu werden. „In der That," verſetzte er, „ich kann „euch nichts weniger als loben, daß ihr mein Gewiſſen nach „dem meines Vorfahren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr, noch „ehe ich ſchlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr nur „wißt, wo man die Euren verſteckt hält." Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerin geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut," ſagte Vieilleville, „geht jetzt nach Hauſe, und „punkt neun Uhr des Abends ſollt ihr eure Weiber haben; „ich wähle mit Fleiß eine ſolche Stunde, damit die Nacht „(es war im October) eure und eurer Verwandtinnen Schande „verberge. Laßt euch indeſſen nichts bis zur beſtimmten Stunde „merken, ſonſt könnte man ſie entfernen."

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft

die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplicanten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptmanns Roiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei ſich hielt, ſtößt die Thüren ein, und tritt ins Zimmer, eben als ſich der Capitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Capitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Capaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Vieilleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm, ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Manne geflüchtet und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Capitän Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Officiere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eile zu ihren Anverwandten flohen. Vieilleville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren ſieben adelige Familien, die ſich ausſchlie-

ſend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſe[illegible] deutender Platz iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß, wenn in dieſen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Metz oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor, dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bei einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom Könige ſolle dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wolle die Worte: Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſ. Kammer zu Speyer verloren machen, und dagegen die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreichs und des ſouveränen Parlamentshofs von Paris, ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger, Michel Praillon, zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Kniee, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein und beſorgte die deßhalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl dieſe Veränderung als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit, gewannen

Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbrin
ſogleich fortgeſchafft, und man hörte nie etn
dar; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die
Edelleute waren, kamen mit einem derben
Abbitte auf den Knieen davon.

Aber nicht nur von innen polizirte er
auch von außen reinigte er die umliegende
Herumläufern und Räubern, die ſie unſich
Wochen mußten etliche hundert Mann von t
:eiten und in den Feldern herumſtreifen. E
ichen Garniſonen von Thionville, Luxembur
:en ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552, w
ement übernommen hatte, bis zum nächſ
wölfhundert Mann verloren, da ihm nur
ind ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefange
ieder um einen Monat ihres Soldes ranz
ber auch beſondere Sorgfalt, daß immer
ieſen Expeditionen ausgeſchickt wurden, wá

druß ſein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spione vortrefflich bedient; hauptſächlich ließen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Maranges, ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis dreihundert Pferde und eben ſo viel Mann Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Tanze zu blaſen. Schickte der Graf von Mesgue dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterſtützen und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Cardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Vieles gegen ihn ſammle, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Cardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht), und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden ließen und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzuſetzte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nützlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieſer

gen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſt

Vieilleville bekam einen Courier vom Sec
der ihm bekannt machte, daß der Gouverne
von Humières, auf den Tod läge, und der
ſey, ihm die Compagnie Gendarmes zu gebe
ſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey,
jungen Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Co
Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erl
Zuſatz (ſo hatte es ihm der Connetable geleh
ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr g
villen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen
Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr
habt, und die in Metz ſchon liege. Vieille
dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſei
aller Eile mit einem Brief an den König ab,
ſelben mit den nachdrücklichſten Gründen auf
erſten Entſchluß wegen der Compagnie durch
von Niemand abwendig machen zu laſſen. De

Compagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay ausbitten. „Zugeſtanden," ſagte der König, „und das ſehr gern." Auch wurden ſogleich die Patente deßhalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo daß der Graf ſogar einen Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieilleville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ, daß ſie beide verdienten caſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßhalb geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Cavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Corps unter des Herrn von Eſpinay und von Dorvoulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten ſogleich ein kleines Schloß,

chen, und einige Capitans [illegible]
um Alles zu beobachten. Die andern Capitä
rrn von Boiſſe und von Croze, waren dabei
Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun
in Mittageſſen dahin bringen, und kurz dar
den ausgeſchickten Corps die Nachricht an, daß
ecognoscirt und acht Compagnien zu Fuß und
idert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man ei
ht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dor
ickziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie
rbäten ſich Verhaltungsbefehle.
ville nahm auf dieſes, das einem Rückzug äh
ſchrecklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Bü
Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den S
Garde auf. Dem Capitän Croze befahl er, hu
ützen und zehn bis zwölf Tambours mit ſi
und ſich in einem verſteckten kleinen Weile
av ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angega
[illegible] ſchnallte ſeine Ri

schickter Soldat, die nöthigen Anstalten. Unter andern er das Fußvolk zwischen die Pferde, welche Erfindung ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind hundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im t vorwärts und befahl, zuerst eine Salve zu geben, damit eind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps treffen ufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen rfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die etiers verlieren indessen jeden Schuß. Vieilleville, an Seite Espinay und Thevales, dringen ein, und werfen vor sich nieder. Wüthend fällt Croze mit seinen Tam- und Schützen aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in anke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern und setzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk gelassen, weil sie den Feind für unbeträchtlich hielten. hre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten ngt, stürzten sie auf ihre Infanterie zurück, die sie selbst ordnung brachten, da sie immer verfolgt wurden, und von ihren eigenen Pferden, auf die sich Vieilleville's Sol- schnell schwungen und so nacheilten. Mehr als fünfzehn- rt blieben auf dem Platz, die übrigen wurden gefangen. Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; selbst zwei Sol- Mädchen trieben ihrer dreie vor sich her, die ihre Waffen worfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der von Mesgue hatte sich durch die Wälder bis an die Mosel tet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fischerkahn Thionville sich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte wölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein und gerade ie Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Donner der Kanonen und alle Glocken trugen diese Feier-

Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelbe
ville ſchlug es aber in einem ſehr höfliche
Herzog von Nevers aus, den Orden aus
Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes
Franz I ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Land
Prevot (General-Auditor), welche Herr von
vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihr
ohne ihres Gleichen und dabei in Metz ſeh
ſie erlaubten ſich mancherlei Betrügereien
Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wu
eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und g
die Kerl' erſäufen laſſen, da ſie des Hänge
weſen. Man fing ſolch einen angeblich Er
er wurde erkannt zu eben der Zeit, da je
fangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit
Gefängniß herumſchleppten. Da es ihne
ward, dieſen Gefangenen hinrichten

des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen ließen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergentmajor im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Platz gehängt.

Es gab zwei Franciscanerklöſter in Metz, wovon in einem Obſervantinermönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein, er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franciscaner und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Metz ins Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedieß ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! ſchreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam

...., wus er ausgehe. Man
canermönche von mittlerem Alter mit
gehen ſehen, habe aber nicht herausbri
geweſen, es habe nur geheißen, ſie ſey
kommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Cap
in das Franciscanerkloſter, ließ den Guar
wie viel er Mönche habe, ob ſie alle zu J
ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig.
den Obſervantinern, und fragt nach dem
ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle z
ſeines Bruders gegangen. Vieilleville
Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drei oder
in die Stadt gegangen, Almoſen zu samm
Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz
ſogleich Hausſuchung an, und findet in
zwei falſche Franciscanermönche, welche ſid
und ihre auf Soldatenart verfertigten
verſteckt hatten.

Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Capitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er ſich ſelbſt hin, entläßt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitän Salcede ließ er ſagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die Perſon hineingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbeieilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz artiges Mittageſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmeckte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſehe zwei Franciscaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwei Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache ſtehen zu ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Capitäns Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten ſie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Rpolas bleiben allein da. „Nun, Herr Heuchler," redet er den Guardian an, „Ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, ſo ſchenke ich Euch das Leben, ſelbſt, wenn Ihr das meine hättet nehmen wollen. In Euer Kloſter könnt Ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und Eure Mönche ſind gefangen; zwei haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn ſind. Der Guardian wirft ſich ihm

)atenkleider gehabt. [illegible]
.t der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſa
:athen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville de
ſo er von ſeinem Spion in Luxemburg erhalte
.ß man wohl ſehe, wie Gott ihm beiſtehe und di
bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Me
r den König verloren geweſen und in die Hänt
gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmte
n nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jea
n um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſta
Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Capit
zu binden und mit keiner Seele reden zu laſſen.
:illeville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſch
o auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie
fiehlt dem Herrn von Eſpinay und von Lancque, (
un. Die Capitäns St. Coulombe und St. M
mit dreihundert Büchſenſchützen einfinden.
ntmajor St. Chamans muß ſogleich auf die S
[illegible] mit der Weiſung, ſolche

zu ſich und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur Einer gegen Drei ſeyen. Der Capitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Meilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte, die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie und tauſend Mann Cavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er dem Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn. Man ſehe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker, als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ungefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte; man hörte, wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beim Teufel, „wir verweilen zu lang. In dem Wald gibt es nichts als „Maulwürfe. Beim Wetter, wie werden wir reich werden „und was für einen Dienſt werden wir dem Kaiſer thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht beſchämen, denn „mit dreitauſend Mann nehmen wir, was er nicht mit hundert„tauſend konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Cavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adelige Corps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umke
Hintertrab zu helfen; aber jetzt ſtürzt auch bei
Hinterhalt hervor, und es entſteht ein ſo erſch
daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von
beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott, w
macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun
der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche
in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſ
finden ſie Vieilleville's viertes Corps, zu der
fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übe
der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußv
mußte, um ſich zu retten, denn überall tra
Jetzt floh Alles, wo es nur hin konnte, und de
kommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gef
und eilfhundert und vierzig waren auf dem
Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verloren,
waren verwundet worden.

und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt und auf jedem Platz verlesen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Cardinal von Lenoncourt, vom Cardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt und ſogleich der Herr von La Chapelle-Biron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königin

kanzler und der Connetable als ältester Ritter
dabei ein. Dieser wollte sein gewöhnliches Ko
Kolik haben. Der König aber kannte wohl
gungen und Sprünge.

Der Cardinal von Lothringen hatte sich
Vieilleville im vollen Rath wegen Beeinträchtig
von Metz in seinen Rechten anzugreifen, und
den König zu bitten, sich im Rath einzufinden,
wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König,
was es war, befahl sogleich, die Räthe zu v
da Jeder seinen Rang eingenommen hatte, fi
eine Rede an, die, dem Eingang nach, außer
dauern konnte. Er fing damit an, wie die Kö
reich immer die Stütze der Kirche gewesen, b
Beispiele aus der Geschichte vor und kam endl
ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, a
man Päpste machte, große Klagen über die Ein
man in seine geistlichen Rechte gethan habe. A

Rede von dem Cardinal von Lenoncourt; er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht ſtatt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Koffer bleiben; welches ein Gelächter im Rathe erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Cardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Cardinal von Lenoncourt, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, ſelbſt erſcheinen und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Cardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Cardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in den Rath zu ſprengen, als dieſen? worauf der Cardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er Alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Sitze auf. Der Cardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging ſogleich aus dem Rath hinaus und ließ den Cardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiste, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Con-

netable und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projectirten italieniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe und kehrte damit ſogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, ſo entdeckte er eine neue Verſchwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Vaubonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrien, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Mesgue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie manchmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin und herfuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es war nun ſonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Capitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den

Uebrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abzuäben, welches unſchicklich ſey. Der Capitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder geräbert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräberten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne, er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitäns Beauchamp, wo er dem Capitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand etwas von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Cameraden Vaubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Capitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jetzt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich bei Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füßen, entdeckt Alles und geſteht, daß er ſchon ſieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Heerde zuſchicken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville dictirte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der

vemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, 1
komme, und daß er ihm entgegengehen woll
Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat und
gerüſtet. Sie ſollten daher Alles ſogleich in d
und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit
Schützen und ſeiner ganzen Cavallerie ihm en
hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem
falle. Heimlich läßt er aber den Tambour ko
mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafe
daß ſich Alles über Erwartung gut anlaſſe, ir
mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſ
könne.

Der Graf von Mesgue, ſehr erfreut darüb
der nämlichen Liſt und ſchreibt Vieillevillen,
Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von A
gegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebi
davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht in
die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnede

würde, und ſie alſo erſt Donnerſtags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen; allein das Project mißlang, denn der Capitän Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um die Mittageſſenszeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute ſonſt Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bückt, um den Wein abzulaſſen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen, ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thür gibt, und ſo rettet er ſich. Beauchamp ſchreit indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wobei er beinahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entſchließt ſich jedoch, zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Capitäns ſaß und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Capitäns ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden; ſie hatten aber ſchon Wind erhalten, und es retteten ſich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen, und Erſtern fand man bei einer Wäſcherin verborgen. Er ließ dem Rädelsführer ſo-

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevil
gangen, daß er in eine tödtliche Krankheit
Monate lang an ſeinem Aufkommen zweifelte
einen ſeiner Kammerjunker nach Metz, um
mit Vieillevillen ſtünde, ſchrieb ſelbſt an ih
ſeinem Schwiegerſohn Eſpinay die Gouvern
Dieſe außerordentliche Gnade hatte einen
ihn, daß ſie ihn wieder ins Leben rief; auch
ihm von dieſem Tag an; er ſchickte einen
welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren
und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam,
ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit
Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt u
wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut D
hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahres
zum König, wo er diejenigen Anſtalten verab
nem Gouvernement von Metz nöthig waren:

und Picardie, die undisciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Gendarmes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, und auch dabei die Capitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wolle das Sprüchwort: „Erſt muß man den Hund und dann den Löwen ſchlagen,“ umkehren, und er habe ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großen Schrecken ſetzte. Der Großprofos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Plätzen ſtarke Detaſchements ausgeſtellt waren, wurden drei Capitäns, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier mußten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionnaires dienten, aufgeſteckt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurückgeſtoßen, ja oft mit Kugeln abgewieſen. Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einem Platz verſammelt. Vieilleville erfuhr es und ſchickte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu

es möge auch an ſie die Reihe kommen, ließer
um ihren Abſchied bitten, denn ſie konnten ol
aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſ
unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihne
ſagen: ſie könnten gehen, wohin ſie wollten;
rührer brauchte weder der König noch er. S
ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, ha
bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie üb
gehen. Vieilleville erfuhr dieſes und ſchickte ſo
mando nach und ließ ſie alle niedermachen. Ka
von den Legionnaires ſich regen, ſo wurde er be
nommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die
die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadu
gebracht, daß ſie nicht wußten, was ſie thun ſ
ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn
Herrn von Eſpinay, zu wenden, um ihre Ver
halten, welches auch geſchah, und Vieilleville l
ſich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafp

glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt, und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionnaire ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil' und ſehr geheim einen gewiſſen Hans Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich und ſuchte ihn zu ſeinen Projecten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdieß eine Compagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſchte und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten Thore gehen, an dem er ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen und eine Compagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus gebornen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretär Carloix ſehr ſtudiren und gleichſam auswendig lernen, und ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufge-

[illegible] hunderttausend Livres irgendwo gefur
genehmigte Alles sogleich, lobte Vieilleville
er immer wachsam und in seinem Dienste ge
ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champag
dition an, und ernannte ihn zum Generallieu
n Champagne, Lothringen, dem Lande Messi
Die Werbung in Deutschland ging so gut von
urzem die verlangten Regimenter marschiren

Sobald Vieilleville dieses erfuhr, zog er mi
us Metz gegen Thionville, ließ die Truppen,
nd Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stoße
u nicht geringem Erstaunen des Grafen von
Thionville commandirte, die Belagerung diese
uxemburg schickte er sechs Compagnien zu Fuß,
lle aus mit dem Grafen von Mesgue die C
rhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an,
rsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie be
anonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldsch
hn Fuß lang und aus [illegible]

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Italien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte, gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunft höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn und man ihm wie dem Könige gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſehe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier ſeyn würde: „Was," ſagte Vieilleville, „wenn er mir „die Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen Titel als General„lieutenant von ganz Frankreich, ſo ſtehe ich mit meinem Kopf „dafür, ich wäre in zwei Stunden in Thionville und vielleicht „in Luxemburg geweſen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen „nicht ankommen, und der Graf von Mesgue hat gute Zeit ſich „in Luxemburg feſtzuſetzen."

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Großmeiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Maßregeln bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr

daß wir Sie erwarten."

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, w
beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß e
gewartet, um dieſes zu erfahren, und er zei
Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte,
ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſch
antwortete, daß man vorher die Meinung der a
haber hören müſſe. Sie verſammelten ſich dahe
der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin ging
Herr von La Marc Vieillevillen bei Seite und
er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung
denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſch
ville an einem andern Ort anzugreifen, dami
nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr au
Vieilleville den Titel eines Generallieutenant
Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete,
einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor

wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufenthalt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerſchmettert wurde und eine anſehnliche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Hauptſturm wurde angeſtellt, die Soldaten mußten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, ſie bei der Breſche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſere Kanonen auf den Mauern ſtanden und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: „Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen „treuen Diener und Eure Gnaden auch.“ Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für einen Jeſus führt Ihr mir hier an? Ich weiß „nichts von Gott — mein Feuer iſt aus“ — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte und ihm ſagte, daß er bald vor

machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heili und da, wo ſie nichts ſagte, man auch nich ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunde wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, Kolik hätte, und hinaus ging und ein Gelübde ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu ha

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville an ſein Verſprechen, das er dem König getha ſieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles wie er es für gut finde; er wolle ſich in nicht Nun fing Vieilleville auf ſeiner Seite die Tra Artillerie von Metz kommen, und ſchon den dr das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen; de man einen Generalſturm, Vieilleville an der wurde abgeſchlagen, und es blieben viele Leu andern auch Hans Klauer. Vieillevillen wurde

ließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen: nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das daraus gelöste Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karls V, zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen und ſchickte Vieillevillen deßwegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich zuzuſchicken. Beide Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann, ſtanden jetzt gegen einander; beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchickte in der größten Stille, und ohne Jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt und ſo vieles Blut geſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der

ler im Porträtiren damaliger Zeit, Namens
ſtehen mußte. Der König unterhielt ſich
Vieilleville, und kam ſelbſt darauf zu reden,
von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg
Eroberung von Thionville gehemmt habe. Au
dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy,
ville als ſeiner Hofmann antwortete, daß ma
Gottes obwalten laſſen müſſe und es nicht ſchi
dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war näml
Königin verwandt. Bei dieſer Gelegenheit b
das Brevet als Marſchall von Frankreich, und
ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich
geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo e
ihm und nicht dem Herrn von Thermes würde
Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem
gemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte,
beſetzen, indem Alle, die darauf Anſpruch mac
verdienen, ſich hervorthun

welches er auch that, und er brachte es durch ſeine weiſen Rathſchläge in kurzem ſo weit, daß ſie den 7 April 1559 abgeſchloſſen waren, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchickt wurde. Der König erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter mußte vierzehn Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabei außer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Fêten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Cardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dieß den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tage ſich alle Präſidenten und Räthe, gegen hundert bis hundertundzwanzig Perſonen, in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten und ſowohl öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps Manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey und die der falſchen Lehre Luthers anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß alle, die der Ketzerei beſchuldigt würden, losgeſprochen und kein Einziger zum Tode verdammt würde. „Und ſollte dieſes," ſetzte der Cardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt.

auf den andern Tag.

Vieilleville, der, als erſter Kammerjunker, Kammer ſchlief, ſagte der König, was er vorhab antwortete, daß der Cardinal und die Biſchöfe di könnten, für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nic den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſter der König deſſen ungeachtet bei ſeinem Vorhaben ihm Vieilleville, was einſtmals zwiſchen König L dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouaul Ludwig XI, bei welchem der Biſchof von Angier den ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen tauſend Italiener in Empfang zu nehmen, die Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchall, der zug es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, ſ darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edell und geſpornt vor, und fragte ganz trotzig, ob nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der Kön ihn ſo ſchnell und unvermuthet dahin führe?

oder Inquiſitors verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Turnieren fällt, wie man zu Pferde ſitzen muß, wie man ſalutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdieß wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Cardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem Früheſten bei dem König, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Marſch. Bei der Sitzung ſelbſt vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihm ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Junius 1559 eröffnete der König das große Turnier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Philipp II gefeiert wurde, und die Spanier zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit. Um einigermaßen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Turnieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Turnieren liebte und dieſes wieder anfangen wollte.

wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber,
König offenherzig, wie er nicht begreifen könne
Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich m
Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet
königlichen Prinzeſſin gäbe man höchſtens hunde
tauſend Thaler mit, und wenn auch Madame
Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes
und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſin ſey
ſchon vierzig Jahre alt ſey. Der Connetable, d
ſtatt ſeiner Ranzion verhandle, übe ſein Recht n
man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth
den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwün
die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen vo
geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſi
Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten
Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brac
die abgeſchloſſenen Artikel

König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum ins Spiel brachte, und ſeinen Vater ſogar der Tyrannei beſchuldigte, ſchwieg er, und es reute ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Turnier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieillevillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht entbrechen zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Turnier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgommery, ein großer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide ſtießen jetzt wieder auf einander und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickter Weiſe den

iffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter,
it schwacher Stimme, er sey des Todes. Alle
men zusammen, um den Ort des Gehirns zu t
e Splitter stecken geblieben, aber sie konnten ihn
gleich vier zum Tode verurtheilten Missethätern
geschlagen wurden, Versuche daran anzustellen,
nzen daran abstieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu sic
e Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit
llführen zu lassen, und Vieillevillen, der schon
s Marschall von Frankreich hatte, wirklich dazu
ie Hochzeit ging traurig vor sich, der König hat
prache verloren, und den Tag darauf, den 10 J
b er den Geist auf. Vieilleville verlor an ihm ei
r ihn über Alles schätzte, und ihn sogar zum Conn
ürde ernannt haben, wie er sich schon hatte verla
n den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn imm

t, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch am bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und uiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt n, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem m am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag Vieillevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von iderrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo gen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine ung überhob er ſich derſelben, indem er dem König ant= te: „Da der Fehler dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät die Ehre anthun wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt, es eine wahre Rebellion genannt werden kann, ſo würden ir nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkündigte. muß dieſes ein Prinz thun, damit ſie verſichert ſind, es dieſes ein königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um ntwillen, der es überbracht hat, nicht zurücknehmen en.“

ieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem ag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die len geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn ute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt , ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf Beſchwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, ant= te der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe fünfzehn ute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, ie beſchwerten ſich alle nicht ſowohl über ihren Tod, als die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von

er krank nach Hauſe kam und einige Tage d
rz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Cardinal von
ſt, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdam
ul, dich bringſt du um die Seligkeit und uns mit
Hingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht
h Orleans zu gehen, um hier den Reſt der V
zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit
i es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfall
zumachen; die Gefangenen, worunter der C
i er aber los, weil es ihm unmenſchlich ſchien
re, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrich
mählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe
r, wenn er ſie würde eingeliefert haben.
Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte
große Gunſt bei dem König und den Guiſen.
n kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen
die Reformirten unruhig geweſen waren. Er ha
ie Inſtructionen dabei erhalten, denn ihm ſt

Proceß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her, und ſchonte den Parteigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken und ſagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem Könige nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein beſonders die Königin drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hofe haben, um ſeine Rathſchläge, die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um den mit dem König verbündeten

e als Vormünderin des jungen [illegible]
arls IX mitregierte, ernannte denſelben zum Gen
es Reichs. Eine weiſe Maßregel, um die
eligionsparteien, die ſehr unruhig zu werd
ifrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der
rathen. Beide Guiſen entfernten ſich bei dieſ
ünſtigen Umſtänden; der Cardinal ging auf ſei
er Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger
hmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Co
Montmorency, dem Marſchall von St. Andrés
ine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und
Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die
önigreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleville ſah,
on Navarra und die Königin gut miteinander ſ
r darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren,
hm auch endlich verſtattete. Er war aber n
Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen,
and als außerordentlicher Geſandter zu gehen, u

und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich II ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugeſichert hatte, Jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beim Kaiſer, Ferdinand I, ſagte dieſer: „Sey'n Sie mir willkommen, Herr von Vieilleville, ob „Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen „Reichsſtädte, welche Frankreich dem deutſchen Reich entzog, „nicht überbringen; ich hoffte lange, Sie zu ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit fünfzig bis ſechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieſes ſey, da ein Paſcha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich, an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Paſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf den höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend Acht

mahlin wählen ſolle, und er nahm es auf ſein
aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu
dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der Kö
reich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei
nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelan
einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom
ihm Nachricht brachte, daß er nach England
würde gehen müſſen. Er reiſte ſogleich nach
hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um n
gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächli
nal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der
Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln woll
wußte es bei der Königin, die im Anfange ſe
Antrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als de
Chatillon nach London kam, er zu keiner A
Königin vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden
Frankreich immer größer, der Prinz von Condé

St. André ſtößt auf einen Capitän der leichten Cavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Capitän war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter erſtochen. St. André ließ ihm den Proceß machen, und, da er nach Deutſchland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwaffnete Bobigny den Marſchall und ließ ſich ſein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condé'ſchen Partie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab. Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als Gefangener an, und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr, und da Alles darüber ſchrie, wie dieß ungerecht ſey, daß ein Prinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir durch deine „ſchlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht „trauen kann; du haſt dein Wort gebrochen. Du wirſt mich „ruiniren, wenn du wieder los kommſt. Du haſt mich im Bild „hängen laſſen, mein Vermögen eingezogen und es deinen Be„dienten gegeben; du haſt mein ganzes Haus ruinirt. Die „Stunde iſt gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft," und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, beſonders war Villeville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet

dem Berre liegen, und befahl ihm, den Degen
nehmen. Vieilleville, gerührt über dieſe Gnad
nicht länger weigern; er fiel ſeinem König zu F
pfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach R
weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeit
Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, u
ſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe
möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandt
ville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich
und unterließ bei jeder Gelegenheit, ſeine Schuld
Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon
Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stad
und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt
wurde entdeckt, und der Gouverneur Villebon lie
auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeine
allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. N

dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath ging darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Commandant der Stadt zu ſeyn. Villebon, aufgebracht über dieſe falſche Nachricht, ging fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an; der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die hereinbrechen wollten, wurden gut empfangen und ihrer Viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbeimarſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung aufs neue anzufangen. Nach und nach kam die Cavallerie an, die vor

...uvernement zu begeben. Als er dazu ...,
...richt auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß
ſie gehört, Vieilleville ſey bei den Unruhen vo
worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und
Reiter aufzubringen und die Städte Toul,
ß, die unter Karl V vom Reich abgeriſſen
...u erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgehoben
gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey und
nement zurückkehren werde.

illevielle fand ſich einige Zeit nachher auf B
bei der Belagerung von Havre de Grace ein,
nnetable von Montmorency commandirte, und
gleich von der Familie Montmorency mit
angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte,
in etlichen Wochen überging. Bei den neuen
:ten, die der Connetable ſchmiedete, und die
wart in Paris erforderten, um ſie zu dämpf
... mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit

wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Capitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt, eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne, und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war alles dieſes vor ſich gegangen und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König weiß ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzutragen, wie ſie war. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid," ſagte er bloß, „daß ein ſo tapferer Prinz ſich der Waffen eines „Weibes bedient hat, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, und „mir mein Glück zu rauben." Zugleich ſchickte ihm der König zehntauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beiden Schwiegerſöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beſte Staatsdienſt, den Vieilleville ſeinem König leiſtete, war bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft an die Schweizer Kantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehenden. In ſeinem Schloß Duretal,

wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl IX, der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bei ihm beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift, und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten November 1571 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot von M. A. bearbeitet.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feierlich geweſen. Er ſelbſt aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wir wie vor einem umgeſtürzten Obelisken oder einem Trajaniſchen Triumphbogen vor ihm ſtehen.

Zwar wünſchen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienſt, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden ſich äußert, eben ſo überflüſſig als unmöglich iſt; aber man muß geſtehen, daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit

)tt die Beſchamung [illegible]
öthigte. Was wir auch vor jenen finſtern Jah
:aus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens n
ıfter Tauſch, auf den wir allenfalls ein Re
ı ſtolz zu ſeyn. Der Vorzug hellerer Begrif
urtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freierer C
- wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stan
t uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugen
r unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewi
ıen. Dieſelbe Cultur, welche in unſerm Gehirn
fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Gl
erung in unſern Herzen erſtickt, den Schwung
:n gelähmt, die thatenreifende Energie des Cha
htet. Die Herren des Mittelalters ſetzten an e
n ſie mit Weisheit verwechſelten, und eben we
sheit war, Blut, Leben und Eigenthum; ſo ſc
ınft belehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie
eſetzen — und können wir, ihre verfeinerten C
[illegible] unſere Weisheit nur h

der den Geſchichtſchreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphiloſophen einen weit billigern Richter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Gräueln, welche ein verfinſterter Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter den abgeſchmackten Verirrungen der Superſtition, entzückt ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle Sinnenreize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch ſo mächtige Gefühl ihre Herrſchaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillſtand in der Cultur, waren ſie ſogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, ſo war die Menſchheit doch offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders entſchieden iſt, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, ſich von überſinnlichen Triebfedern leiten zu laſſen, dieſe nothwendige Bedingung unſrer ſittlichen Cultur, mußte ſich, wie es ſchien, erſt an einem ſchlechtern Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verſtand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieſes edelſte aller menſchlichen Vermögen iſt, welches ſich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, ſöhnt den philoſophiſchen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verſtandes, einer geſetzloſen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entſchluß, unter der Fahne des Kreuzes zu ſtreiten, zu der höchſten ſittlichen Würde des Menſchen hat, verzeiht er ihm gern ſeine abenteuerlichen Mittel und ſeinen chimäriſchen Gegenſtand.

Von dieſer Art ſind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geſchichte bekannt macht; ihre Schwachheiten,

den den Gesetzgeber über den Sternen, der in
Busen wohnt — warum diesen Helden es ve
die Sanction einer Menschenpflicht von einem A
und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend,
spruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid
man noch so sehr das Widersinnige eines Gla
die Scheingüter einer schwärmenden Einbildun
lose Heiligthümer, zu bluten befiehlt — wer
schen Treue, womit diesem Wahnglauben von
Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Ach
Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapfer
vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft v
eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heim
statt sich die siegreiche Stirn mit dem verdien
krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne M
niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht,
Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine
Selbstverläugnung, eine Barmherzigkeit üben,

blickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich der kleine Heldenhaufen in Ptolomais, in Rhodus und ſpäterhin auf Maltha gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer lieſt ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äußern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengehalten. Er entſteht, er bildet ſich, er blüht und verblüht, kurz er eröffnet und beſchließt

nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksa
dingungen entweder für einen eigenthümlichen Z
gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen üb
ben. Was kann aber unserer Aufmerksamke
als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, al
keit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen
an einem belebenden Beispiele dargethan zu
das menschliche Geschlecht in der Folge der Z
nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftli
— wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch
geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßi
in allen Formen der politischen Gemeinscha
alle diese Staatsorganisationen wird die Welt
zu einer pragmatischen Naturgeschichte,
nauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig
schiedenen Principien der Verbindung für de
gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden
ähnlichen Gesichtspunkte lassen sich nun auch

zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende, erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte; aber dieſes Beiſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertot'ſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bei Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr ins Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des

der Orden mit dem Ablauf des ſechzehnten Jah
Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an
Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Claſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Cirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bei denjenigen Volksclaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gewißbraucht, ihre ſchlechte Waare, wär's auch auf Unkoſten aller Volkscultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, geſchmack- und ſittenverderbende Romane, dramatiſirte Geſchichten, ſogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Producten am

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebrac
Publicum cultivirt genug ſeyn wird, um das
und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt li
iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon A
wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folg
mit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gatt
Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erka
verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird,
und enthält es dann irgend noch einige Realitä
ſtand, ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſ
dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige
ten: ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu
Werth nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige W
Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öff
niß abzulegen, und ich glaube keine andern Gr
haben, um die Herausgabe desſelben zu recht
findet in demſelben eine Anzahl [illegible]

Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Criminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt uns oft ein Criminalproceß das Innerſte der Gedanken und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntniſſe erhöht, die darin ausgeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beide entgegengeſetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die letzte Entwickelung zu verſtecken und dadurch die Erwartung aufs Höchſte zu treiben.

t dem juriſtiſchen [illegible]
i, die das Original für Rechtsverſtändige v
ar macht. Durch die Abkürzungen, die es u
. des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann die E
n Intereſſe, ohne deßwegen an Vollſtändigke
ißen.
e Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dür
s vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt m
auch von andern Schriftſtellern und aus an
(beſonders, wo es ſeyn kann, aus unſerm V
ie Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch
Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin
ng zu erheben. Der Grad der Vollkommenhei
en ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützun
is und der Aufnahme, welche dieſem erſter
fahren wird.

Ueber Anmuth und Würde.*

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttin von Guidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt (den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht), iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

---

* (Anmerkung des Herausgebers.) Dieſe Schrift erſchien zuerſt in der neuen Thalia im zweiten Stück des Jahrgangs 1793.

übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefä
Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden
zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchle
aber doch als ſolche, die auch dem Mann g
können, und die ihm, wenn er gefallen will, un

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſi
Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht au
bindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſt
Wirkungen desſelben auch dem Nichtſchönen o
die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber d
Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchi
was die Vernunft noch nicht zu verdeutlic
und nach einem Ausdruck ſtrebend erborgt
Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand
griffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt da
des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit
zu den Anſchauungen, in welchen der reine

nämlich, die an ihrem Subjecte zufällig entſtehen und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondere, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objective Eigenſchaft der Anmuth verleiht, und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben, ſubjectiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloß ſo ſcheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die perſönliche Eigenſchaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjecte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, daß iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb

denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, i
Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identitä

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, d
derungen Genüge leiſtet, die in dem angefü
nthalten ſind. Sie iſt erſtlich objectiv und
Gegenſtande ſelbſt zu, nicht bloß der Art, wie
nehmen. Sie iſt zweitens etwas Zufälliges
nd der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wi
chaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei
hönen und ſelbſt bei dem Nichtſchönen ſeine n
icht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch da
nn ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas
n ihrem Subject; daher können nur zufällige
ieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal d
müſſen alle nothwendige Bewegungen ſchö
e, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; t

die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen, er geht ſogar noch weiter, und ſchließt ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Gränzen der Menſchengattung ein, unter welcher der Gricche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloß Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stromes, die Saaten eines Kornfeldes, die Gliedmaßen der Thiere ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinct mit Grazie äußern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtige zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtincts an dem

im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchä
lichkeit ein, und dafür wird man es ihm hi
daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſet

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der i
immer nur unter der Begleitung des Geiſtige
von keiner willkürlichen Bewegung am Menſche
Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein
moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher i
Anmuth nichts Anderes, als ein ſolcher ſchöner Aus
in den willkürlichen Bewegungen. Wo alſo Anm
da iſt die Seele das bewegende Princip, und in i h
von der Schönheit der Bewegung enthalten. U
denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden
„Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der S
ſondern von dem Subjecte ſelbſt hervorgebracht

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, d
Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln
hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir e

uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann, und ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantin auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das strengste von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt, diese von der bloßen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit zum Unterschied von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektonische Schönheit) zu benennen. Mit diesem Namen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat: der Natur, welche die Anlage dazu hergab und selbst entwickelte, dem Glück, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor: vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt,

em oberſten Endzweck vereinigen; unter der
en bloß eine Eigenſchaft der Darſtellung
wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in de
nbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſp
der der materielle Werth dieſer Zwecke, noch
nſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrach
s anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur a
cheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſ
geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich
iſche Schönheit des menſchlichen Baues durch
demſelben zum Grunde liegt, und durch die Z
welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſol
etiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, un
3 der Erſcheinung unmittelbar und eigenthüml
d in die Vorſtellung der Schönheit aufgenom
Man kann daher auch nicht ſagen, daß die
nſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues e
er Urtheil über die Letztere kann die Vorſtellun

Die architektoniſche Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, ſo iſt dieß nur in ſo fern wahr, als er ſchon in der bloßen Erſcheinung dieſen Vorzug behauptet, ohne daß man ſich dabei ſeiner Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da dieſes Letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchließt. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann er ſie nur dem, was in ihm Natur iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn mittelbar auch ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er dafür unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer höhern Beſtimmung iſt; denn wäre dieſes, ſo würde die nämliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das

für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als ei
hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur i
Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Aust
ſcheinung, zugleich mit den Bedingungen
unter welchen das Schöne ſich in der Sinn
Die Schönheit ſelbſt nämlich muß jederzeit ei
effect bleiben, und die Vernunftidee, welche
menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie
theilen, ſondern bloß geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß ü
was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch N
geführt werde, und daß dieſes alſo kein ausſchl
mal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr,
Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, ab
ſind ſie nicht techniſch, wenigſtens werden ſie
theilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſt
techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſten

beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hülfe nehmen; dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig competenter Richter, und dieß könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Object iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſo viel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffect wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloß in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichtsdeſtoweniger iſt es eben ſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objects beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objecte der Vernunft werden und Ideen ausdrucken können.

und oft ſelbſt, um die Möglichkeit des Objects z
ſie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhä
Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſt
Ausdruck desſelben macht, und alſo etwas
überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee
ſtande objectiv nothwendig, hier hingegen hö
nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſage
von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönh

Da es alſo in dem zweiten Fall in Anſehun
Objects ganz und gar zufällig iſt, ob es eine
die mit der Vorſtellung desſelben eine ihrer
folglich die objective Beſchaffenheit des Gegenſta
Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werd
ganz recht, das Schöne, objectiv, auf lauter
gen einzuſchränken, und es für einen bloßen Eff
welt zu erklären. Weil aber doch — auf der ande
Vernunft von dieſem Effect der bloßen Sinnenn
ſcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, d

Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daß der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beiden einander verſchmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſſermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt — zufällig iſt, ob die Vernunft mit der Vorſtellung desſelben eine ihrer Ideen verbindet, ſo iſt es doch — für das vorſtellende Subject — nothwendig, mit einer ſolchen Vorſtellung eine ſolche Idee zu verknüpfen. Dieſe Idee und das ihr correſpondirende ſinnliche Merkmal an dem Objecte müſſen mit einander in einem ſolchen Verhältniß ſtehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Geſetze zu dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt muß alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchließend nur mit einer gewiſſen Erſcheinung der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objecte muß wieder der Grund liegen, warum es ausſchließend nur dieſe Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objective Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dieß iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem

ls bei andern organiſchen Bildungen, iſt als
ſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberin
i Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Geſ
Vernunft verfolgt zwar bei der Technik de
Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glü
'n ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit
ımmen, ſo daß die letztere den Anfang der
, indem ſie bloß nach ihrer eigenen Neigun
)ieſes kann aber nur von der architektoniſc
des Menſchen gelten, wo die Naturnothweni

Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in
Anſchauung wird Alles, was an der Schönheit
gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vo
übrigen Sinnenweſen gibt, in der bloßen Anſchauun
kommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon
Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar m

die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr ſtattfindet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt, und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zu Erfüllung ſeiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur lebendig iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert, und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daß alle bewegende Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läßt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch

ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinun
sie selbst uneingeschränkt nach dem Gesetz der
zu bestimmen hat. Aber mit der Willkür tr
in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränd
sie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, n
dern als ihren eigenen Gesetzen erfolgen, so e
nicht mehr aus diesen Gesetzen. Da es jetz
ankommt, welchen Gebrauch er von seinen We
will, so kann die Natur über denjenigen Theil
welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts
ten, und also auch nichts mehr zu verantwor

Und so würde denn der Mensch in Gefahr s
da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Frei
nen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu
dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, n
Richterstuhle der Vernunft gewinnt. Die du
erfüllte Bestimmung würde ihm einen Vo
die in seinem Bau bloß angekündigte Bes

Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt und von ſeinen Zuſtänden abhängen läßt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergeht. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniß im Subjecte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dieß hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe

Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſi
nahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtig
die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſch

---

*) Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth vi
wenn er (Grundſätze d. Kritik. II. 59. Neueſte
„daß, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey,
bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth
im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, n
nicht aus den Augen, ſolange wir an der ſchlafen
Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender, ſanfter Ge
und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt i
nämlich, der ſich aus Gebärden zu Zügen verf
die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfin
Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger d
Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu
(ſiehe in demſelben Band Seite 459): „daß ſich di
bloß auf willkürliche Bewegungen einſchränke, daß
Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn,“ — und warun
rend dieſes Zuſtandes die unwillkürlichen, ſanften und
deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar w

moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und laßt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich *bildet* ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grunde richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitere und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit ſetzen, und die noch eingewickelte gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie *auseinander breiten*. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſaumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfeſteten Bewegungen* (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen* (die flammichten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie *Mendelſohn* auch wirklich behauptet. *) Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit iſt zuletzt bloß eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objectiven oder ſubjectiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe.

*) Philoſ. Schriften. I. 90.

will, und in dieſem Fall [illegible]
ich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne
Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit —
laſſung einer Empfindung; dieſe nenne ich ſym=
Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich
Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch
n nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühl=
d der Naturtrieb beſtimmt: denn der Naturtrieb
s Princip, und was er verrichtet, das iſt keine
r Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen
ier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen ver
en, welche der moraliſchen Empfindung, oder de
Geſinnung zur Begleitung dienen.
ge entſteht nun: welche von dieſen beiden Art
Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmu

nan beim Philoſophiren nothwendig von einan
uß, iſt darum nicht immer auch in der Wirklich
[illegible] Bewegungen ſelten

anzusehen seyn, und dieß geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses, durch den bloßen Zweck nicht Bestimmte, entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist das Unwillkürliche an derselben, und er ist auch das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet, oder was eben so viel sagt, nicht mit etwas Unwillkürlichem, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischt, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im

Es erhellt ſchon daraus, daß die erſte, die
Geſinnung der Perſon unmittelbar ausfließt, a
ellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen d
und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluß,
etrachtet, etwas ganz Gleichgültiges iſt; die
Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes
er Perſon und der Geſinnung.

Die willkürliche Bewegung iſt mit der ihr v
Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen noth
erbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth, wie
ionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den e
ie ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie
haftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt dah
latur, ſondern bloß ihrem Gebrauch nach
es Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſag
eiſt in einer willkürlichen Bewegung ſich offen
ur die Materie des Willens (den Zweck), n
orm des Willens (die Geſinnung) ausdrück

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muß man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Gebärden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subject ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmuth wüßte.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleiweiß, falſchen Locken,

---

Freund oder ein ſehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweideutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er de
Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hi
wegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft de
lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dieß nich
nach Regeln verrichten, welche den Körper in ein
Zucht erhalten, und, ſolange die Trägheit widerſtrebt,
zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläß
Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bei dieſen
ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt z
braucht: kurz, das Werk der Regel muß in Natur

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatra
rede, gilt nur der nachgeahmten, und dieſe nehm
Anſtand auf der Schaubühne, wie im Leben, zu ver
bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſe
geſetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gel
der Toilette ſtudirt hat. Die Forderungen, die wir a
ſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung u
heit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der
was die Wahrheit der Darſtellung betrifft
Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe,
gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern.
oder ſehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meiſ

einen ungeübten Sinn können beide völlig denſelben Effect machen, wie das Original, das ſie nachahmen; und iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobei ein Theil der Menſchheit für gemeine Natur iſt hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz, und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Obgleich aber die Anmuth etwas Unwillkürliches ſeyn oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bei Bewegungen, die,

---

mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen mußte. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daß die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

zur Anmuth gehöre, so ſind doch bei weitem die
in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem
kürlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth
und vom Geſang, von dem willkürlichen Sp
und des Mundes, von den Bewegungen der
Arme bei jedem freien Gebrauch derſelben, vo
von der Haltung des Körpers und der Stellu
ganzen Bezeigen eines Menſchen, inſofern es in
iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſche
turtrieb oder ein herrgewordener Affect auf
Hand ausführt, und die alſo auch ihrem Urſpr
lich ſind, verlangen wir etwas ganz Anderes
wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen
gehören der Natur und nicht der Perſon
doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt
willkürlichen Bewegungen fordern, und wenn a
Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles Willkür

deßwegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloß *ſprechend* (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloßen Affectionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr Aeußeres das Innere offenbart. Hier aber ſpricht bloß die *Natur*, nie die *Freiheit*. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte *Bedürfniß* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Perſon* unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondere Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloß Beiſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn iſt nur die menſchliche Bildung, und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in *dieſen* Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſeinen architektoniſchen Zügen legt bloß die *Natur*, wie beim Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei dieſen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derſelben kunſtreicher und

Der Mensch allein hat als Person unter
Wesen das Vorrecht, in den Ring der Noth
für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch
zu greifen und eine ganz frische Reihe von Ersch
selbst anzufangen. Der Act, durch den er dies
vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen
tungen, die aus einer solchen Handlung h
schließungsweise seine Thaten. Er kann als
Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht n
seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältn
wärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus
dem Thiere die Natur die Bestimmung zugle
füllt, so kann die Bildung des Thiers nie etw
das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Best
aber die Erfüllung derselben in seinen Wil
kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zusta

Theil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bei der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daß ſie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daß ſie uns zugleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß ſie Charakter zeige. In dem erſten Fall ſieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte; aber nur aus dem zweiten ergibt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch, ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloßem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freiheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſt alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung iſt alſo eben ſo gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muß man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloß die plaſtiſche Natur, inſofern ſie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das Individuum

hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Nat
und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die,
Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt
gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit me
das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes b
Günſtlinge der Natur werden bei allen ihre
durch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter
als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte
ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind,
alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergel
zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine
Stellvertreterin heranzuziehen, eben ſo ergeht es
wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſ
verabſäumt. Was ſeine ganze Ausſtattung eine
hende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht
ſinnliche Vorzüge ertheilen), ſo mag es bei Zeite
ſich dieſes zweideutigen Geſchenks durch den einzi
verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Ge
nen: dadurch, meine ich, daß es der Materie For
der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eige
keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſc
aufgeſchoſſene, üppige Naturkraft über die Frei

ganzen charakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, arum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nämlich ll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden, und alſo zeugt von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren ſweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Aus- ruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt it Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, s ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beide Empfindungen nur lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung t. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind ir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu warten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verach- ung unausbleiblich erfolgen. Bloß organiſche Weſen ſind uns hrwürdig als Geſchöpfe; der Menſch aber kann es uns ur als Schöpfer (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) yn. Er ſoll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenweſen, die ſtrahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die ittliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, n ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen ge- rdert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt

---

mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man er- warten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bil- dende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andere Naturproduct, der Materie anheim gefallen, und die vielverſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poe- tiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bei einem andern ſolidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

l das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und
mmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung
koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vern
druck der Sittlichkeit fordert, ſo unnachläßlich
luge Schönheit. Da dieſe beiden Forderunge
)bject, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen den
ʒ, ergehen, ſo muß auch durch eine und dieſelb
beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige
:faſſung des Menſchen, wodurch er am fäh
ine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erf
en ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als
ung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern W
:tliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenba
iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt.
n Begriff moraliſch ſprechender Bewegungen erg
eine moraliſche Urſache haben müſſen, die ü
welt hinaus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem
andern als ſinnliche Urſach

die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nämlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, inſofern es das Schöne iſt, auch bloß ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkürlichen Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heißen kann, und weil ſie bei den unwillkürlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frei heißen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deſſen ungeachtet äußert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieß durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne lebe und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon a
liche Bildung unter dem Regiment des Geiſt
Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängen
Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeine
treueſte ausrichtet, und ſeine Empfindungen
chendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anfo
verſtoßen, welche der Sinn an ſie als an
macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man A
Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, e
nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der
durch Zwang offenbarte, oder wenn dem frei
Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte.
erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in
wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche G
müthe, der die Grazie ſprechend, und immer
innlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön m
ich eben ſo wenig ſagen, daß der Geiſt die

Denkart des letztern jener Freiheit nicht sehr günstig seyn würde; eben so müssen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie dictirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine persönliche Beschaffenheit seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bei der absichtlichen, noch der Affect bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schön moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die bloße Natur herrscht, da muß die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in Allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die

Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteh
eine merkliche Gewalt und große Anſtrengu
welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde
und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinct z
bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läßt die
gende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dien
handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgrei
daß er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen
die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und
ſtand wird ſich von außen durch Zwang verrat
Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schön
ſeyn, welche die Natur nicht anders als
hervorbringt, und es wird daher auch ni
önnen, wodurch die mit dem Stoffe käm
freiheit ſich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht
en Naturtrieb ungebunden über ſich herrſch
hwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit

Freiheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaß der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe, die Menſchheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das ſeeleſtrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläſern und ſtier aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Incarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden, ſondern der nachlaſſenden Kräfte, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun bloß ein mechaniſches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit ſich ſelbſt nimmt, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der ſittliche Wille bloß eingeſchränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher ſtets ſo viel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht bloß den moraliſchen Sinn, der den Ausdruck der Menſchheit unnachläßlich fordert; auch der äſthetiſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, ſondern in der Form ein freies Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beiden Naturen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freie Regung im Zaum hält; das

hen dem geſetzlichen Druck und ...

, ſo werden wir jetzt auch die Schönheit zw
de, als dem Ausdruck des herrſchenden G
Volluſt, als dem Ausdruck des herrſchenden Tr
ditte finden.

i nämlich weder die über die Sinnlic
:nde Vernunft, noch die über die Vern
ende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des
ertragen, ſo wird (denn es gibt keinen vierten
derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Ver
innlichkeit — Pflicht und Neigung zuſam
en, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönh
erfolgt.

ein Object der Neigung werden zu können, m
am gegen die Vernunft einen Grund des Verg
i, denn nur durch Luſt und Schmerz wird de
vegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrun
umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund,

Daß die Moral ſelbſt ent

Neigung eine ſehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bei dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gern mitſprechen wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem Geſetze und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daß die Neigung nicht mit beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniß mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Geſetzmäßigkeit der Thaten, ſondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel ſcheint alſo wohl gewiß zu ſeyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu verbürgen. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beifalls in der Grazie wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den Rigoriſten der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft und bei der moraliſchen Geſetzgebung völlig zurückgewieſen ſind, im Felde der Erſcheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten verſuche.

eigung an seinem ...

nsch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne
igen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen
Tugenden, sondern die Tugend ist seine
Tugend ist nichts Anderes, „als eine Neigung
Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung,
n aus Pflicht in objectivem Sinne einander ent-
ist dieß doch in subjectivem Sinne nicht also, und
rf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in
ringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehor-
im sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine
von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste
höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen
eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn
tig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte,
die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen
nden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seine
eiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, un
das einen nicht auf Unterdrückung des andern

In der Kant'ſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt, und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Aſcetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der große Weltweiſe gegen dieſe Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freien Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſeyn muß, ſo hat er, däucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen wirkenden Principien einen ſtarken (obgleich bei ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bei Unterſuchung der Wahrheit zu Werke ging, und ſo ſehr ſich hier Alles aus bloß objectiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjective Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nämlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſtem und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moraliſchen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitcharakter zum Kopfkiſſen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundſatz, der, um eine abſtracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſiren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er

ers ein gewiſſe[illegible]

weiß, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er [illegible]
viſſenheit zu belehren, ſondern die Ver
rechtzuweiſen. Erſchütterung forderte die Cur
leichelung und Ueberredung, und je härter de
den der Grundſatz der Wahrheit mit den herr
timen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nach
ver zu erregen. Er war der Drako ſeiner Zeit
eines Solons noch nicht werth und empfäng
Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunf
as fremde und doch wieder ſo bekannte Moralg
es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem er
Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob
:, die ſeinen Glanz nicht vertragen.
aber hatten es die Kinder des Hauſes verſch
r nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr
ungen den Namen der Tugend uſurpiren, m
) der uneigennützige Affect in der edelſten Bruſt
[illegible] werden? Weil der moraliſche Weichling
[illegible] möchte, h

dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte ſchon durch die imperative Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenſte Document ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit ſeyn? War es wohl bei dieſer imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt gibt, die deßwegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit ſeinem Freiheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radicalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt), ſchwerlich vermindert werden dürfte! *)

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affecte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die

*) Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Gränzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

eit mehr von ihm trennen kann?
Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern
g mit dem Vermögen der Empfindungen als
enntniß, und es wäre in manchen Fällen ſchlim
bei der reinen Vernunft erſt orientiren müßte
kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen,
mme des Triebes ſo wenig trauen darf, daß e
ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der M
: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſic
e Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden,
en Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daſ
en in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtim
, welche das Siegel der vollendeten Menſchhe
ge iſt, was man unter einer ſchönen Seel
Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich
ühl aller Empfindungen des Menſchen endlich
d verſichert hat, daß es dem Affect die Leitung
Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läu

Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Inſtinct aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieſes Triebes in die Augen. Daher weiß ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fordert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniß ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Tizianiſchen Gemälde, alle jene ſchneidenden Gränzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie Erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, Letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frei wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine

beter; Liebhaber hat nur die Grazie: dem
dem Schöpfer und lieben den Menſchen.
Man wird, im Ganzen genommen, die Anmut
weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleic
männlichen) finden, wovon die Urſache nicht
iſt. Zur Anmuth muß ſowohl der körperlic
Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſ
cke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu wer
ch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beid
tur dem Weibe günſtiger als dem Manne.
Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Ein
und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. E
ionen kommen nur durch einen Sturm in Bew
an ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo kö
chtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert
einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfin
rde in einem männlichen ſchon Leiden ausdr
te Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes S

affectionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines

Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiß von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter; Liebhaber hat nur die Grazie: denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muß ſowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller, und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affects. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben mu kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt w den. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſ Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als

affectionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines

Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog ...
legenheit, die dem Inhalte nach in ihr G
auch der Form nach in dasselbe, indem sie i
mungen der Willkür Nothwendigkeit legte. S
Naturtrieb, der nichts Anderes ist, als eine N
digkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsv
die gedoppelte Macht von Schmerz und Ver
Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch V
er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzu
muß auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachte
was die Natur ihn empfinden lassen will, und
Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muß b
unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erf
sem Punkte steht er dem Thiere vollkommen g
starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so e
verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Ar

Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Wollen, wo ſie ſich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft iſt er gegen die eine, wie gegen die andere frei; das heißt, er muß ſich weder zu dieſer, noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei als moraliſche Kraft, das heißt, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt; aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen, heißt nur umſtändlicher begehren. *)

*) Man leſe über dieſe Materie, die aller Aufmerkſamkeit würdige

aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihr
da ſie niemals willkürlich fordert, ſo nimmt ſie,
auch keine Forderung zurück. Weil von der erſt
wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu
wo ihre Geſetzgebung aufhört, Alles in ihr ſtrei
iſt, ſo kann ſie rückwärts nicht nachgeben,
vorwärts gegen den Willen drängen, bei dem die
ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zu
ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr G
Willen zu bringen, unmittelbare Cauſalität für
hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wi
ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nich
Lauf ließe, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf f
würde der Menſch auch nur Thier ſeyn; aber
zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann,
es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines
ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

empfangen und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchließung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich. *)

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affects überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft für oder gegen das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann: eben deßwegen aber muß er dieſes Verfahren in jedem Affect ohne Unterſchied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Cauſalität verſagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweist ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloß begehren oder bloß verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber ſchon die bloße Anfrage bei der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache competente Richterin iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensact, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche

*) Man darf aber dieſe Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, ſondern ob ſie zu geſtatten iſt. Nur das Letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das Erſte gehört zur Klugheit.

hl ihre Entscheidungen aufnehmen ...

die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie
nen Vernunft recht machen möchte. In jeder
t eine andere Nothwendigkeit, die aber keine
nn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Ver
der andern zu treffen. Daher kann auch der ta
i allem Widerstande, den er gegen die Sinnlich
cht die Empfindung selbst, nicht die Begierde
ücken, sondern ihr bloß den Einfluß auf seine Wi
ungen verweigern; entwaffnen kann er den
oralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn be
r kann durch seine selbstständige Kraft zwar verh
aturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werd
iesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nicht

In Affecten also, „wo die Natur (der Trieb)
elt und den Willen entweder ganz zu umgeh
ewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt,
Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch W
ffenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des

ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groß, weil alles das, und das allein groß iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniß gibt.

Die ſchöne Seele muß ſich alſo im Affect in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probirſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bei einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affect eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bei einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affect zum bloßen Naturproduct herab; die ſchöne Seele geht ins Heroiſche über und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen

ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht un
Denn da weder Empfindung, noch Begierde und
in der Willkür des Menſchen liegen, ſo kann er
wegungen, welche damit unmittelbar zuſammen
gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der
ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er, ſein Ob
lichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändi
nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Han
cipiren, worüber der Wille allein zu ſagen ha
der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach de
Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtre
ungebunden über den Menſchen wie über das Thie

Man findet alſo Bewegungen von zweierlei A
in jedem Affecte, den der Erhaltungstrieb in den
zündet: erſtlich ſolche, welche unmittelbar von d
ausgehen, und daher ganz unwillkürlich ſind;
welche der Art nach willkürlich ſeyn ſollten un
aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewi

zu, um den Ausdruck des Affects zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen.*)

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen, und gegen die ungestüme Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reißen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affects aus der Classe jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, eine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser

*) Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der ersten, so zeigt dieses an, daß die Person den Affect will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist dieß, daß die Natur in den Affect wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affectirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall desto seltener und nur bei starken Gemüthern.

Aber nicht bloß beim Leiden im engern
Wort nur schmerzhafte Rührungen bedeutet
bei jedem starken Interesse des Begehrungsv
Geist seine Freiheit beweisen, also Würde
Der angenehme Affect erfordert sie nicht we
liche, weil die Natur in beiden Fällen gern
möchte, und von dem Willen gezügelt werde
bezieht sich auf die Form und nicht auf
Affects; daher es geschehen kann, daß oft,
lobenswürdige Affecte, wenn der Mensch si
überläßt, aus Mangel der Würde, ins Gem
fallen; daß hingegen nicht selten verwerflich
dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihr
des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Gei
als Herrscher auf, denn hier hat er sein
gegen den gebieterischen Trieb zu behaupte
Handlungen schreitet, und sich seinem Ze

aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die Widerſetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen; Würde in der Beherrſchung der unwillkürlichen. Die Anmuth läßt der Natur, da wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und ſich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklichſten Widerſtand ſeine Selbſtſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dieß iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniß beider Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellt.

Würde wird mehr daher im Leiden (πάθος), Anmuth mehr im Betragen (ἦθος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch ſey), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affectirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth,

Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird
hen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vorth
der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſein
heit durch Grazie mildern. Will der Schwache
ſo mag er ſeiner Unmacht durch Würde aufhelf
ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde
bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in i
Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth
in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn
nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks.
Reich tritt auch der König — ſobald er von ſe
herabſteigt (denn Throne haben ihre Privilegien
der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine he
ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann
Erſterem zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß
ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an
geben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affects, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweist auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinſtimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Uebereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt ſich das Subject als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Gränzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter.

inen und großen Sinn, der ihm eige...

(Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg.
sgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbin
razie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beſchrie
was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur ſü
er blieb bei dem ſtehen, was der bloße Sinn ihn lehrte,
ntersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er
en Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur de
kommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und
nd aber weſentlich verſchieden, und man thut Unrecht, das
Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine
ränkung derſelben iſt. Was Winckelmann die hoh
che Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Gr
überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie, ſagt e
ſich allgenügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſu
n; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. E
ießt in ſich die Bewegungen der Seele und nähert ſich
Stille der göttlichen Natur. — Durch ſie," ſagt er an ei
Ort, „wagte ſich der Künſtler der Alten in das Reich
licher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die To
mit der höchſten Schönheit zu verbinden;"
hierin einen Sinn zu finden, wenn es nich
Würde gemeint iſt) „er

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurückgeſtoßen; angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beiſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen), welches aufhebend für den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objects muß erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen —

---

denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt entgegen; die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben, ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bei dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

ſpannend für den Sinn, für den Geiſt hing
nd iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beu
rem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt
rigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den
r Achtung iſt das Object die Vernunft und da
nliche Natur.*) Bei der Liebe iſt das Object
ıs Subject die moraliſche Natur. Bei der
bject und Subject ſinnlich.

---

*) Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtu
Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf
der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner pra
überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüll
fühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Id
Geſetz iſt, heißt Achtung." (Kants Krit. der Urtl
ber iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Ei
iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens
— Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daß

. Die Liebe allein iſt alſo eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unſrer öttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, as ſich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, er an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das bſolut Große ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ch nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet; es ſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem igenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth ufgelöst in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung; enn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolut roße nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier llein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und chönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe ſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles chten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht ugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geiſt kann nur lieben, icht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewußte Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, em Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen, nd in Allem, was groß und ſchön und trefflich iſt, ſeinen feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüßeres Glück, ls das Heilige in ſich außer ſich nachgeahmt oder verwirklicht u ſehen, und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund u umarmen. Liebe iſt zugleich das Großmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur: das erſte, denn ſie empfängt

Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu ſeyn.

ſters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm
ußere Sinn glaubt zu ſehen, was nur der in
er feurige Wunſch wird zum Glauben, und der e
es Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebt
ie Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, wo
nd Begierde ſelten begegnet. So lange der ir
ußern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelig
er platoniſchen Liebe, der zur Wonne der U
ie Dauer fehlt. Sobald aber der innere Si
eine Anſchauungen nicht mehr unterſchiebt, ſo
ieder in ſeine Rechte und fordert, was ih
Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche We
ird von der irdiſchen benutzt, und der Naturt
ange Vernachläſſigung nicht ſelten durch ein
chränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie get
nacht er dieſen Vortheil mit grobem Uebermu
dern Nebenbuhler geltend, und iſt kühn genu
aß er gehalten habe, was die Begeiſterung ſch

da kann man gewiß ſeyn, daß es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie oder dem Betrachter an einem gültigen Zeugniß ſeines Gewiſſens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff, den ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig iſt, die eine verſchiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erſte gränzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Dieſe kann Reiz genannt werden. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht durch innere Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muß Stoff von außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantaſie und ſchnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln ſeine verlorne Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit einer reizenden Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löst ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxolane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und

s Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt.
ngegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöt
bſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vo
irtigen Gott zu Boden, vergeſſen Alles auß
npfinden nichts als die ſchwere Bürde unſeres eig

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein
eſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und we
niee nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt v
llen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſ
einſte Spur menſchlicher Schuld an dem Geg
nbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur ver
eiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſch

Die bloße Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtba
s, kann nie Majeſtät verleihen. Macht impo
Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte
ehmen. Ein Menſch, der mir das Todesur
nn hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſ
ur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil

der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles Andere iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affection des Erhabenen Schwulſt, aus der Affection des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affectirten Anmuth Ziererei, und aus der affectirten Würde ſteife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen; die falſche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth ſchont bloß die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthiger Weiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuett ſo viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geometriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affectirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andere Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitz der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe; das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung; die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten

iren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, d
einer Herrschaft zu hindern, und dem Naturtrieb
er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen
Schranken setzt, so regiert die falsche Würde a
kürlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt di
Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, s
sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Se
sichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die w
sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und suc
liche Größe in Unterjochung, und, wo dieß nicht an
Verbergung derselben. Nicht anders, als wenn si
Natur heißt, einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte
Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen G
Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der
einen lästigen Apparat unnützer Zierrath, und schne
Haare ab, um das Geschenk der Natur durch
der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde
der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch d
[illegible] frei und offen bleibt; wenn

at nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in harter Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen innte, als man laut machen will, eine Vorſicht, welche die ahre Würde freilich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur ur beherrſchen, nie verbergen; bei der falſchen hingegen errſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem e außen bezwungen iſt. *)

*) Indeſſen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaßung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daß nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang desſelben, entfernt alle Zerſtreuungen, und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feierliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Muſik wird das Feierliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Tacts läßt die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feierliche unterſtützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Myſterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langſamen Tact beobachten.

Ueber das Pathetiſche *)

Darſtellung des Leidens — als bloßen Leiden
nals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem
erſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der K
Darſtellung des Ueberſinnlichen, und die tragiſche
ondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns d
ndependenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Af
cht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Ge
ühle äußert, macht das freie Princip in uns ke
Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des
chätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im
ine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren
Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen be

*) Anmerkung des Herausgebers. Der Ve
das dritte Stück der neuen Thalia vom Jahrgang
handlung vom Erhabenen eingerückt, die nach

Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun, und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freiheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muß ſich erſt als empfindendes Weſen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachläßliche Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freiheit, geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen dasſelbe eine Gemüthshandlung, etwas Poſitives, und nicht vielmehr bloß etwas Negatives und ein Mangel iſt.

Dieß Letztere iſt der Fall bei dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, declamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Declamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre

, denn er läßt [illegible]
er ruhigste Mensch, und die unaufhörlich[illegible]
Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihn
ur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige
und Helden eines Corneille und Voltaire ver
Rang auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen
e Menschheit als ihre Würde aus. Sie glei
nigen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, di
mt der Krone zu Bette legen.
z anders sind die Griechen und diejenigen unte
, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schän
eche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre voll
nd ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjo
rd. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn d
das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke ma
Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was n
t ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechi
der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet do
[illegible] Prinzessin, keinem König und

m Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; ſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Convenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenſchaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht aufgeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchheit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Hercules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung desſelben bei allem Gefühl für dasſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreit vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört die Gefechte.

ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfi
Die zweite Forderung an ihn macht die Vern
ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine m
und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht üb
zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsd
sich der Natur ihr Recht ist angethan wor
zweitens die Vernunft das ihrige beha
dem Anstand erlaubt, die dritte Forderu
schen zu machen, und ihm, im Ausdruck sowoh
bungen als seiner Gesinnungen, Rücksicht gege
aufzulegen, um sich, als ein — civilisirtes

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war
leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung
Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affect, als Affect, ist etwas Gleichgi
Darstellung desselben würde, für sich allein
allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es
wiederholen, nichts, was blos die sinnliche Natu

ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſerer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in dieſe Claſſe. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäße; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt *erbaut*, wobei doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles *Schmelzende* wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lärm in einem Concertſaale iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Princip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie bloß allein dem *Sinne* gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affects ausgeſchloſſen, die den Sinn bloß *quälen*, ohne

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte Forderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas Anderes iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der Natur ihr Recht iſt angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, iſt es dem Anſtand erlaubt, die dritte Forderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, um ſich, als ein — civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweite iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affect, als Affect, iſt etwas Gleichgültiges, und die Darſtellung desſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was bloß die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle bloß erſchlaffenden (ſchmelzenden) Affecte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affecten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affecte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die

ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſerer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mittelding zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in dieſe Claſſe. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäße; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt *erbaut*, wobei doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles *Schmelzende* wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lärm in einem Concertſaale iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis ins Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Princip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie bloß allein dem *Sinne* gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affects ausgeſchloſſen, die den Sinn bloß *quälen*, ohne

ein leidender Menſch mehr; denn von dem
chlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gege
ordert, durch den allein ſich das Princip der
ie Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenig
Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche d
ie bloße ſinnliche Kraft des Affects und
ige Schilderung des Leidens zu erreichen gl
eſſen, daß das Leiden ſelbſt nie der letzte
ellung und nie die unmittelbare Quelle
eyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden.
ſt nur äſthetiſch, inſofern es erhaben iſt.
welche bloß auf eine ſinnliche Quelle ſchließen
in der Affection des Gefühlvermögens gegründ
mals erhaben, wie viel Kraft ſie auch verratl
alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernun

Eine Darſtellung der bloßen Paſſion (ſows
als der peinlichen) ohne Darſtellung der über

emein, wenn er bloß den Eingebungen ſeines ſinnlichen Trie-
es folgt; er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur
it Rückſicht auf Geſetze folgt; er handle edel, wenn er bloß
er Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe, folgt. Wir
ennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz
n Menſchen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen
e ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und
del, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nen-
en ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine
ndern als phyſiſche Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn
s, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtel-
ung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn
leich noch ſo kraftvolle, Darſtellung des Affects, die bloß phyſi-
hes Leiden und phyſiſchen Widerſtand ausdrückt, ohne zugleich
ie höhere Menſchheit, die Gegenwart eines überſinnlichen Ver-
ögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon ent-
ickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Wider-
and gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig
t. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affects dem
ünſtler ſowohl als dem Dichter unterſagt; denn alle unter-
rücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr
ie Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affect ſeinen
bſolut höchſten Grad erreichen kann, ſo lange die Intelligenz
n Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinn-
che Widerſtehungskraft in einem Affect kenntlich? Durch nichts
nderes als durch Beherrſchung, oder allgemeiner, durch Be-
mpfung des Affects. Ich ſage des Affects, denn auch die
innlichkeit kann kämpfen; aber das iſt kein Kampf mit dem
ffect, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein

gen ſucht, hat er mit leerem ...
tinct übernimmt dieſes, ohne erſt bei ſeinem
n. Das iſt alſo noch kein Actus ſeiner Hu-
acht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich.
wird zwar jederzeit ihren Feind, aber nie-
bekämpfen.

mit dem Affect hingegen iſt ein Kampf mit
, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der
terſchieden iſt. Gegen das Object, das ihn lei-
nn ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes
uskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat
n Waffen als Ideen der Vernunft.

ſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch
erden, wo Pathos ſtatt finden ſoll. Nun ſind
m eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen,
ichts in der Anſchauung entſprechen kann. Abe
indirect ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn i
... etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingu
... ſuchen. Jede Erſcheinur

Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dieß iſt die Aufgabe; und wie löst ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daß die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affects an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm bloß als Thier angehören und als ſolche bloß dem Naturgeſetz folgen, ohne daß ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Inſtinct erzeugt ſie unmittelbar, und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab, ſondern der Inſtinct ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas Heißes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinct allein vollbringt ſie. Ja, noch mehr. Die Sprache iſt gewiß etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinct ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken disponiren, ohne erſt bei dem Willen anzufragen, ſobald ein großer Schmerz oder nur ein ſtarker Affect uns überraſcht. Man laſſe den gefaßteſten Stoiker auf einmal etwas höchſt Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man laſſe ihn dabei ſtehen, wenn Jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unarticulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt

nfluß und unter ver...
man wenigſtens als ſolche betrachten kann, ve
erhindern können; welche alſo die Perſon
nſtinct zu verantworten hat. Dem Inſtinct
as Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer
er der Perſon kommt es zu, den Inſtinct durch
eſetze zu beſchränken. Der Inſtinct achtet an
ein Geſetz; aber die Perſon hat dafür zu ſorgen,
hriften der Vernunft durch keine Handlung des
rag geſchehe. So viel iſt alſo gewiß, daß der
nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Affect
Weiſe zu beſtimmen hat, ſondern daß ihm durch
des Menſchen eine Gränze geſetzt werden kann.
r Inſtinct allein alle Erſcheinungen am Menſchen,
mehr vorhanden, was an die Perſon erinnert
es iſt bloß Naturweſen, alſo ein Thier, was wi
en; denn Thier heißt jedes Naturweſen unter de
es Inſtincts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt we
... am Menſchen vorkomme

ie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affect zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchenden Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtincts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frei ſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines *überſinnlichen Princips* im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der bloß thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf daher von der Gewalt des Affects unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil alſo offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maß, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affect in dem *Gebiet der Thierheit* ſich äußert, ohne doch im *Gebiet der Menſchheit* dieſelbe Macht behaupten zu können, deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos.*)

*) Unter dem *Gebiet der Thierheit* begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der

S. 699 der Wiener Quartausgabe), „ist eine Natu
Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gen
ewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sam
ch indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt un
anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist i
benen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich
mmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausl
pfindung, um den Schmerz in sich zu fassen u
ßen. Das bange Seufzen, welches er in sich, un
den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib, und

---

den Gewalt des Naturtriebes stehen und ohne Voraus
r Freiheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unt
biet der Menschheit aber diejenigen, welche ihre
der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Dar
Affect im Gebiet der Thierheit, so läßt uns dieselb
rscht er hingegen im Gebiet der Menschheit, so ekelt
und empört. Im Gebiet der Thierheit muß der Affec
unaufgelöst bleiben, sonst fehlt das Pathetische;

Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſei-
Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber
nt ihn weniger zu beängſtigen als die Pein ſeiner Kinder,
ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreien;
i das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Au-
und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duft auf den-
n zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht
lend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der
nd iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer
berſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt
lbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von
uth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die
e hinauftritt, dieſelbe ſchwellen macht, und ſich in den erwei-
n und aufwärts gezogenen Nüſtern offenbart. Unter der
n iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in
m Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn
m der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, ſo
lt das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch
erwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß dasſelbe
h das übergetretene Fleiſch beinahe ganz bedeckt wird. Die
ur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er aus-
ckelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da,
in der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte
nheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem
enden Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch
nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden
at. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu
innen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meißelſtriche ſelbſt
n zur Bedeutung einer erſtarrten Haut."

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf
Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt,

en soll, wird hinlänglich durch die bloße Darst
sischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte,
Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen,
t sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Sch
gen will. Die Pflicht des Dichters war also in
bloß negativ, nämlich, die Darstellung der leid
icht so weit zu treiben, daß aller Ausdruck der M
r des moralischen Widerstandes dabei verloren
st Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen m
sich daher lieber an Darstellung der Ursache de
nd fand für gut, sich umständlicher über die Furchtl
den Schlangen und über die Wuth, mit der s
opfer anfallen, als über die Empfindungen de
eiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, we
iegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen
und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt
Hätte er uns hingegen von Laokoons Person
[illegible] als der Bildhauer, so würde nicht mehr di

malerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

> Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
> (horresco referens) immensis orbibus angues
> incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
> Pectora quorum inter fluctus arrecta; jubaeque
> sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
> pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
> Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
> ardentes oculos suffecti sanguine et igni,
> sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit derselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Object. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt,

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtb
und das Contemplativerhabene geht ins Pathetiſc
ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſch
treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß de
verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt de
trieb auf, die Ungeheuer ſchießen los auf — un
Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wi
mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz
len. Dieß geſchieht ohne unſer Zuthun in dem
Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehen
einen bloß ſubjectiven Grund in unſerm Gemüth
nen objectiven Grund in dem Gegenſtand. D
wir gleich das Ganze für eine bloße Fiction der
kraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer Fic
ſtellung, die uns von außen mitgetheilt wird,

dern als dem Erhaltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen und im Zuſtand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affectionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Princip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affecte übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth *erweitert ſich nur deſto mehr nach innen, indem es nach außen Gränzen findet.* Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſerer moraliſchen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß comparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniß gekommen ſeyn muß, ehe wir bei unſerer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, können wir dieſes hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

r, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als
erſon bei uns in Achtung zu ſetzen, und der Di
eſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſch
nze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer,
e vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun L
n gemeiner Menſch, ſo würde er ſeines Vortheil
en, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchn
ine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſei
nd die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſein
erderben zurück. Schon dieſer einzige Zug macht
nzen Mitleidens würdig. In was für einem M
e Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es
mmer bewegt und erſchüttert haben. Daß es abe
e m Moment geſchieht, wo er als Vater uns acht

allem Pathos muß alſo der Sinn durch Leiden, der
ch Freiheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen
ig an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie
etiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es
nem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bei
lichen Kraft nie *pathetiſch* ſeyn, und wird unaus-
unſere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des
muß immer der leidende Menſch, aus allen Leiden
chheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſt-
: fähige Geiſt durchſcheinen.

weierlei Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des
n Zuſtand des Leidens offenbaren. Entweder *nega-*
n der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz
fängt, und dem *Zuſtand* keine Cauſalität für die
ung geſtattet wird; oder *poſitiv*: wenn der ethiſche
em phyſiſchen das Geſetz *gibt*, und die Geſinnung
Zuſtand Cauſalität erhält. Aus dem erſten ent-
as Erhabene der *Faſſung*, aus dem zweiten das
der *Handlung*.

rhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unab-
charakter. „Ein tapferer Geiſt, im Kampf mit der
irtigkeit," ſagt *Seneca*, „iſt ein anziehendes Schau-
bſt für die Götter." Einen ſolchen Anblick gibt uns
ſche Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbſt
s Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künf-
nort, zum erſten Mal umſieht, durchdringt uns, die-
ſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung.
n, ich grüße euch," ruft er aus, „und dich, unter-
Welt, und dich, tiefſte Hölle! Nimm auf, deinen
aſt. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das we-
noch Ort umgeſtalten ſoll. In ſeinem Gemüthe wohnt

ntſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das Erſte
en Künſtler, weil dieſer nur das Coëriſtente gl
ann; der Dichter aber kann ſich über Beides ve
enn der bildende Künſtler eine erhabene Han
tellen hat, muß er ſie in eine erhabene Faſſun

Zum Erhabenen der Handlung wird erforde
en eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaf
einen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehr
es moraliſchen Charakters ſey. Dieß kann auf
eyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſ
venn er aus Achtung für irgend eine Pflicht
wählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimm
Fall als Motiv, und ſein Leiden iſt eine W
ung. Oder unmittelbar und nach dem Geſe
digkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moral
Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem F
und ſein Leiden iſt bloß eine Wirkung. E

Beſtimmung dazu zeigt. In dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweiten bloß als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Object, bloß in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand vorſtellig macht, geſetzt auch, daß wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäß verhält, wenn unſere Achtung nicht bloß ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloß ſeiner Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas Anderes, ob wir bei unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer abſoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freiheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz Anderes, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beiden Inſtanzen der Beurtheilung Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bei beiden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas

bungskraft) entzückt ist.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfin
nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden

Wie sich unser Wesen in zwei Principien
theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch u
zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als
empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; a
empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefü
und der Lust, gründen sich auf eine Befriedi
Befriedigung eines *Anspruchs*, denn die Ve
bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befried
liegens, denn der Sinn *bedarf* bloß, un
dern. Beide, die Forderungen der Vernunft
nisse des Sinnes, verhalten sich zu einander,
keit zu Nothdurft; sie sind also beide unter
Necessität enthalten; bloß mit dem Unterschi
cessität der Vernunft ohne Bedingung, die Ne
bloß unter Bedingungen statt hat. Bei be
Befriedigung zufällig. Alles Gefühl der Lu

der Vernunft zum Grunde, daß moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhanden, daß wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frei iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in deſto höherm Grade, als der Widerſtreit der Neigungen dieſen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich frei von Geſetzen im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm ſein Object auf das ſtrengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daß bei dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läßt ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Indepenbenz desſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen poſtulirt alſo Freiheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniß nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freiheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo

er ein freier Wille ist, daß es aber überhaupt
Willens gibt, welche es möglich macht, so zu
eine Gunst der Natur in Rücksicht auf das
welchem Freiheit Bedürfniß ist. Beurtheilt al
Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte
Billigung das Höchste, was erfolgen kann, n
nie mehr und selten nur so viel finden ka
dert. Beurtheilt hingegen der ästhetische S
dungskraft, die nämliche Handlung, so erf
Lust, weil die Einbildungskraft niemals Ei
ihrem Bedürfnisse fordern kann, und sich a
lichen Befriedigung desselben, als von einem
überrascht finden muß. Daß Leonidas die he
schließung wirklich faßte, billigen wir;
konnte, darüber frohlocken wir und sind en

Der Unterschied zwischen beiden Arten
fällt noch deutlicher in die Augen, wenn ma
zum Grunde legt, über welche das moralische u
Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme

ſt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinete, dem Triebe der
bſterhaltung, zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche
immung oder ob es bloß eine mächtigere ſinnliche Reizung
, was den Selbſterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Pe-
in unterdrückte, darauf achte ich bei der äſthetiſchen Schätzung
t, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniß
nes Willens zu dem Willensgeſetz abſtrahire, und mir den
ſchlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im
hältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bei der mora-
en Schätzung, hat man geſehen, wurde die Selbſterhaltung
eine Pflicht vorgeſtellt, daher beleidigte ihre Verletzung;
der äſthetiſchen Schätzung hingegen wurde ſie als ein In-
eſſe angeſehen, daher gefiel ihre Hintanſetzung. Bei der
ern Art des Beurtheilens wird alſo die Operation gerade
ekehrt, die wir bei der erſtern verrichten. Dort ſtellen wir
ſinnlich beſchränkte Individuum und den pathologiſch-afficir-
n Willen dem abſoluten Willensgeſetz und der unendlichen
terpflicht, hier hingegen ſtellen wir das abſolute Willens-
mögen und die unendliche Geiſtergewalt dem Zwange
Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Da-
läßt uns das äſthetiſche Urtheil frei, und erhebt und begei-
: uns, weil wir uns ſchon durch das bloße Vermögen, ab-
t zu wollen, ſchon durch die bloße Anlage zur Moralität
n die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden,
ſchon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der
ur loszuſagen, unſerm Freiheitsbedürfniß geſchmeichelt wird.
er beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt
, weil wir uns bei jedem beſondern Willensact gegen das
lute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden,
durch die Einſchränkung des Willens auf eine einzige Be-
mungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fordert, dem

ins bei ästhetisch...

en eingeengt und gebunden fühlen. *)

em ergibt sich denn, daß die moralische und die

g, erinnere ich beiläufig, erklärt uns auch die Ver-
s ästhetischen Eindrucks, den die Kant'sche Vor-
pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen
nicht zu verachtender Theil des Publicums findet diese
er Pflicht sehr demüthigend; ein anderer findet sie un-
nd für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund
pruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts,
beide diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schul-
, hat allerdings nichts Großes, und insofern das Beste,
leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangel-
ung unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts
es. Aber bei allen Schranken der sinnlichen Natur den-
und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln
cie dem heiligen Geistergesetz unwandelbar folgen, dieß ist
erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geister-
lten, ist an unserer Tugend freilich nichts Verdienstliches,
el wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden im-
Knechte seyn; gegen die Sinnenwelt gehalten, ist
Insofern wir also Hand

äſthetiſche Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwei ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterin fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als äſthetiſche Richterin verlangt. Daher wird ein Object zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſo viel weniger taugen, als es ſich zu einem moraliſchen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, daß nicht ſowohl unſere Vernunft auf die *Regel* des Willens, als vielmehr unſere Phantaſie auf das *Vermögen* des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freiheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir *ſein*; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr *als Erſcheinung von uns betrachtet wird*, ſondern *als Geſetz über uns richtet*.

Selbſt von den Aeußerungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für *ſeine* Abſichten brauchen, als was an denſelben der *Kraft* gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſere Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, *und darf keinen andern haben*, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unſer Subject verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergötzen, als was unſer geiſtiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern *unſer* Subject verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daß er ſeine Pflicht *wirklich* erfüllt, beruht auf

t freien Wollens, wodurch die wirkliche Welt
en unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man ſich davon überzeugen,
bdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft des Eindr
liche Charaktere oder Handlungen auf uns ma
er hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer W
idealiſchen Charakteren verliert nichts durch d
g, daß ſie poetiſche Fictionen ſind, denn es iſt
ſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle
rkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit be
ht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſond
es geſchehen konnte, alſo in der innern Mögl
che. Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der
Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher P
ht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz h
ne Vermögen das Poetiſche. Der Umſtand, daß
ten wirklich lebten, und daß dieſe Begebenheiten

malte und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann, — aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſchen Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter erſt hätte gewonnen werden müſſen! Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſes, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ſich ſauer werden läßt; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweideutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bei dem Menſchen nie ein beſonderes Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen ein-

ſ mit ihm ſchlagen, [illegible]
r zum Helden kann ſie ihn erziehen, zu
n rufen, und zu Allem, was er ſeyn ſoll,
srüſten.

Kraft, womit uns das Erhabene der Ge-
dlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf
Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſon-
ntereſſe der Einbildungskraft, daß recht han-
ey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig
e Freiheit des Gemüths zu unterdrücken ver-
Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeuße-
heit und Willenskraft, und wo nur irgend der
ntrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegen-
Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt
welcher Claſſe von Charakteren, der ſchlimmen
er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche
aft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur
Böſen erfordert werden kann. Wie viel mehr
[illegible] Kraft als auf die Rich-

r äſthetiſch, wenn er dieſen Antrieben widerſtehen kann. Ein aſterhafter fängt an uns zu intereſſiren, ſobald er Glück und eben wagen muß, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; in Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhältniß unſere Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beiſpiel, iſt unſtreitig in unedler und ſelbſt niedriger Affect. Nichtsdeſtoweniger wird ſie äſthetiſch, ſobald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, fällt bei dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärtliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns ſtoßen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchauernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des abſolut freien Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensact ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern bloß für die Freiheit intereſſirt, und jene kann nur inſofern unſerer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Ver-

hehen; oder ſie wird [illegible]
, und dann wird für Moralität wohl nicht
yn. Indem man zwei verſchiedene Zwecke
nan Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man
: der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäßig
die Nothwendigkeit der Vernunft durch die
bildungskraft zerſtören.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.*)

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſich's zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck ge-

*) Anmerkung des Herausgebers. Im erſten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

it ſchmerzhaften Opfern ...

reuden der Sinne durch harte Entbehrungen e
das Uebermaß derſelben durch eine Kette v
; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nid
at werden dürfen, die kein Opfer koſten, die dur
erkauft werden. Wer wird aber das Verdien
t zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt,
n eine Claſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſe
Kunſt bloß deßwegen jenen Zweck abzuſpreche
er dieſen erhaben iſt?

ohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall
weck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manc
ßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in
nen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Kün
t hohen Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt
ie Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vert
us ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen
...bringen, der ihnen fremd und ganz unnatürli
... Dienſt zu erweiſen,

merk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Wider-
würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des
ügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr
zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich er-
, daß ein freies Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervor-
t, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daß die
ſittliche Natur des Menſchen dabei thätig ſey. Aus ihr
e ſich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieſes Ver-
ens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche
el erreicht werden könne, daß alſo die Kunſt, um das
ügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen,
die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Wür-
ig der Kunſt iſt es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck
noraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch mora-
Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat ſie es
der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem ſittlichen Ge-
im engſten Einverſtändniß handeln; aber für die Voll-
nenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerlei, wel-
von beiden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt
Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie
mächtig iſt, ihre Freiheit, und das, wodurch ſie ſo all-
in wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel
andelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft; und doch iſt es ge-
das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen
. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt,
ſie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben;
nur indem ſie ihre völlige Freiheit ausübt, kann ſie ihre
te äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, inſofern es aus
den Quellen fließt, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und
hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muß. Die

[illegible]
ondern auch deßwegen, weil das Vergnügen sel
Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck
o vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien
gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnüge
geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft
und wo die Empfindung durch eine Vorstellung e
im Gegensatz von dem physischen oder sinnlicher
wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit
wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre
sache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die
der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine S
die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder
zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrück
Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werd
Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird
in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kun
Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich

dung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freien Vergnügens, und inſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Claſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand, das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtclaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber inſofern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine eigene Claſſe, doch eine eigene Anſicht der Kunſtwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den

Rührende zu ihrem Hauptgegenstande [illegible]
der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des
ne beſondere Claſſe vereinigen. Zwar iſt es unmö
rende von dem Schönen durchaus zu trennen,
kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen
gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu keiner vollk
theilung der freien Künſte berechtigt, ſo dient
s dazu, die Principien zu Beurtheilung derſell
ugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welc
dlich einreißen muß, wenn man bei einer Geſetz
etiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder
den und des Schönen verwechſelt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin üb
Luſt durch Unluſt hervorbringen, daß ſie uns a
ſt aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus de
il entſpringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden
e Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits au
[illegible] Unmacht und Beraänzung, einen Geg

anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt.

Rührung in ſeiner ſtrengen Bedeutung bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Ruhrung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasſelbe gemäßigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabei empfindet. Der Verluſt eines großen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo wie das Gefühl des Erhabenen zwei Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daß der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig für unſere vernünftige Natur überhaupt, und, inſofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die

auch dem besondern, daß die Tugend glücklich
aber nur dem erstern widersprochen wird. Hing
uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr,
glück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster se
tens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigl

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt
belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestra
wegen wird der Rechtschaffene im Unglück
Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte i
Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmu
hältnisses der Lust zu der Unlust in Rührung
ob der verletzte Zweck den erreichten oder der
der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen.
mäßigkeit geht uns so nahe an, als die moralisch
geht über die Lust, die wir über diese empfinde.
zweckmäßigkeit könnte noch immer problemati
moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet
vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkei

Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt Alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, Alles, was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſteht; alſo Empfindungen, Triebe, Affecte, Leidenſchaften ſo gut, als phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer die Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daß das höchſte Bewußtſeyn unſerer moraliſchen Natur nur in einem gewaltſamen Zuſtande, „im Kampfe erhalten werden kann, und daß das höchſte moraliſche „Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet ſeyn wird.“

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deßwegen der gemiſchten Empfindungen bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dieß thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moraliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Princip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle möglichen Claſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen, und den Grad ſowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge

den sehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber
ichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue g
iebte sich einen Thron zu erwerben — was ma
diesen Auftritt zum Gegenstand eines so himm
gnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtig
mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmäh
scheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tuge
lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbs
sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zr
in unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten S
len — aber was kümmert uns die Natur mit
Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckw
Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäß
in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfah
siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wi
Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches
sogar versucht werden, uns mit dem Uebel ausz
wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung i
reiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle W

durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unausſprechlich groß iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf ſolche Art, dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoßen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muß das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daß ich lebe, aber es iſt nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger ſchütze," ſagt der große Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leben eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt Beides ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen

he Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung,
höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind mor
, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten,
f in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches
Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche
as feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend m
er eine That entſpringt aus der Vergleichung der
Sittengeſetz, und iſt Mißbilligung dieſer That,
Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muß im Augenbli
as Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth
Menſchen ſeyn; es muß ihm wichtiger ſeyn, als
s des Verbrechens, weil das Bewußtſeyn des bel
engeſetzes ihm den Genuß dieſes Preiſes vergällt.
eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſ
ſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäßig
uelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erha
ls jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Le
Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die

a einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied ſtattfände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſo viel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dieß geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre Coriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick

unſer Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Bewunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Corinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen; aber unſer Abſcheu löst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Anſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frei und eben ſo richtig als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republicaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wie Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die Meiſten iſt es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in

die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinctartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Princip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, obgleich Beide ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo großer Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, inſofern es der tragiſchen Rührung und unſerer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind deſſen ungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch

e widerstreite demselben. Wir genießen dieses Ve
so lange wir uns keines sittlichen Zweckes erinne
ch widersprochen wird. Eben so, wie wir uns
ndähnlichen Instinct der Thiere, an dem Kunst
n u. dergl. ergötzen, ohne diese Naturzweckmäßig
verständigen Willen, noch weniger auf einen mo
zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmäßigke
menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen
ns weiter nichts dabei denken, als das Verhäl
el zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dies
seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu bezieh
cken wir alsdann einen Widerspruch mit dem
erinnern wir uns, daß es die Handlung eines mo
ns ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Ste
Vergnügens, und keine noch so große Verstan
gkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer
widrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft
dieser Richard III, dieser Jago, dieser Lovelace
sonst wird sich unsere Theilnahme unausbleibli

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deßwegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuß der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Clariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Deſpoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherm Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daß es ſich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer gewiſſen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Uebrigens iſt es unwiderſprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Uebermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Clariſſa entläßt. Die höchſte Verſtandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clariſſa dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegenſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuß Beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Inſofern ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl

eabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durch
ittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über i
lber es gibt eine gewiſſe Claſſe von Kennern, l
ünſtler, gerade umgekehrt, die auf das Her
Birkung verliert, deren Geſchmack er aber durch
näßigkeit der dazu angewandten Mittel für ſi
ann. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch arte
einſte Cultur des Geſchmacks aus, beſonders wo d
Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurück
Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhaben
Verſtändige; dieſes empfinden und prüfen ſie m
igſten Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr H
iren. Alter und Cultur führen uns dieſer Klip
und dieſen nachtheiligen Einfluß von beiden glüc
ſt der höchſte Charakterruhm des gebildeten Ma
Europens Nationen ſind unſere Nachbarn, di
dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und
ie in Allem, ſo auch hier, dieſem Muſter nach

Ueber die tragiſche Kunſt. *)

Der Zuſtand des Affects für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſere Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affect auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er ſeiner Natur nach angenehm oder peinlich ſey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affect den größern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affect mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſerer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens, mit gleichen Kräften weggeſtoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abenteuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge ſteigen.

*) Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 findet ſich dieſer Aufſatz zuerſt.

efolge, das einen Verbrecher nach dem Schaupla
n begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter G
ebe, noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegie
Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann
n der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtig
ür ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſ
der ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bei
r, Aug' und Ohr auf den Ausdruck ſeines Lei
n. Wenn der Menſch von Erziehung und verf
hl hierin eine Ausnahme macht, ſo rührt dieß nic
dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war,
, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitlei
n, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schra
n wird. Der rohe Sohn der Natur, den kei
r Menſchlichkeit zügelt, überläßt ſich ohne Sche
tigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen
menſchlichen Gemüths gegründet, und durch e
s pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens, oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bei Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicher Weiſe gilt dieß nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affect; denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſerm Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich gewährt. So iſt bei demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Deſſen ungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affect für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muthe in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daß die unangenehmen Affecte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu

igungen verſöhnen, und auch in den heftigſten E
eidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.
on der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſi
ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche
gen Affecten empfinden, ſo wie die Luſt bei de
en aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach di
iß nun, in welchem die ſittliche Natur eines M
ner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der
n Affecten behauptet werden kann; und da nun
m Moraliſchen keine Wahl für uns ſtattfindet,
Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unt
alſo in unſerer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo
daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affecten, w
eigennützigen Trieb zu thun haben, eine voll
heit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſ
rreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße
als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeits
m Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eig
nalichkeit an ſein individuelles Ich durch den G

dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und ſelbſt den urſprünglichen Affect in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affect an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt größer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affecten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung

ücken, und, auch sogar ...
Fällen noch angenehm rühren.
auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des
läret: aber die wenigsten Auflösungen konnten
sfallen, weil man den Grund der Erscheinung
enden Umständen als in der Natur des Affects
. Vielen ist das Vergnügen des Mitleids nichts
das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsam-
die Lust an starkbeschäftigten Kräften, an lebhafter
des Begehrungsvermögens, kurz an einer Be-
es Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der
sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mi
und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspri
immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade d
das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des M
am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärung
erer Grad des Leidens den angeführten Ursachen
n der Rührung offenbar günstiger seyn müßte.
in unserer Phantasie erwe

kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unſere Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchen Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andere, als die Vernunft, und inſofern die freie Wirkſamkeit derſelben, als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Namen der Thätigkeit verdient, inſofern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt; inſofern iſt es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affect überhaupt hat alſo etwas Ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affect leiſtet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muß alſo

n ganzen Syſtem der zwe-
d iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammen-
und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur
nügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn; für die
er höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck
das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſſigen,
urigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt
ſich das Vergnügen des Mitleids insbeſondere
zt, heißt die tragiſche Kunſt im allgemeinſten

ſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Na-
ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Ver
der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreute
er Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändige
igt, um das, was dieſe bloß zu ihrem Nebenzw
letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wi
tur in denjenigen Handlungen nachahmen, wel
enden Affect vorzüglich zu erwecken vermögen.
Kunſt ihr Verfahren im Allge

Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwei entgegengeſetzte Urſachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgetheilte Affect zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daß unſer Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bei jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieſer beiden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objectiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder bloß ſubjectiv von beſonderen Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verſchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden ſeyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum

dem unglücklichen, von ſeinen undankbaren Ti
delten Lear ſchadet es nicht wenig, daß dieſer ki
ine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Li
ändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In der
en Trauerſpiel Olint und Sophronia kann ſell
lichſte Leiden, dem wir dieſe beiden Märtyrer
ns ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erl
mus unſere Bewunderung nur ſchwach erregei
ahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wi
t, wodurch Olint ſich ſelbſt und ſein ganzes A
and des Verderbens führte.

ſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn
eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir dem
unſere Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jeder
n Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, n
che Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskomm
enn er gezwungen iſt, die Größe des Leidens
der Bosheit herzuleiten. Shakſpeare's Jago u

weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände desſelben werden. Dieß kann nur dann geſchehen, wenn der Letztere weder unſern Haß noch unſere Verachtung erregt, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der Tauriſche König, der Einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſere Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloß von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Ximenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Ximenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeizurufen.

oß die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit
e Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſe
ſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens t
el auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer
eſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betri
n den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigke
ird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das
er demüthigend und kränkend für freie ſich ſelbſt
Weſen. Dieß iſt es, was uns auch in den vo
tücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſche
eil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothw
llirt wird, und für unſere Vernunft fordernde
er ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber au
nd letzten Stufe, welche der moraliſch gebildete
immt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich e
ſt ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt
it ihm. Dieß geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufri
n Schickſal hinwegfällt, und ſich in die Ahnung

Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falles aufzuſuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Forderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſſen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, wenn der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf dem Sittlichen ruht. Ihr allein erſetzt vielleicht unſere Cultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den urſprünglichen Affect zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt worden, daß die Unluſt in Affecten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von der Beziehung des Affects ſelbſt auf unſere Sittlichkeit, ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniß vorausgeſetzt, welches das Verhältniß der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unſerm

en steht, so wie Alles, was dieses [illegible]
h einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Af
nerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichke
dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vo
Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigke
uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgethei
einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem
ject, oder Wahrheit von Dichtung zu unterschei
ngt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch
r Gegenstände und durch das blendende Licht, da
gte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahru
. Nichts hingegen ist geschickter, sie in ihre
ckzuweisen, als der Beistand übersinnlicher, sittlic
denen sich die unterdrückte Vernunft, wie a
tzen, aufrichtet, um sich über den trüben Dun
ühle in einen heitern Horizont zu erheben.
ie Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten ode
che, an der rechten Stelle in den dramatisch
estreut, für alle gebildeten Völker gehabt habe

und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Luſt der Rührung am unfehlbarſten und am ſtärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

1) Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefordert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwei verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unſerer Einbildungskraft auf, und bringen, da ſie unſere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Beſondere erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondere erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid ſo nothwendige Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm theilnehmenden Affect; dieß ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich

zu einem hohen Grade von Rührung erfordert
2) Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke
den erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad
s gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken
fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem L
n, an dem wir Theil nehmen ſollen; dazu gehört e
timmung desſelben mit etwas, was ſchon vorh
handen iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beru
der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer A
ſchen uns und dem leidenden Subject. Ueberall
nlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothw
fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Ae
o lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto
dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affect eine
nachempfinden ſollen, alle inneren Bedingungen
ct in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußer
durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affect die E
auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern kö

Gemüths, inſofern dieſe nothwendig und allgemein iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maßſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſerer eigenen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchencharakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Charakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloß Wahrheit für uns; betrifft ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objectiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjective Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man bloß Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Ariſtid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, und durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen

feln. Zuletzt liegt auch [illegible]
nen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welch
ſondere Umſtände beſonders beſtimmt ward, und
thwendige Bedingungen desſelben. Die Entſchli
o könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der n
Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjectiv wah
ben Darſtellungen der letztern Art einen engern
reis, weil ſie noch andere Beſtimmungen, als je
en, vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ih
intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der ert
n will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß
n menſchlichen Verhältniſſen, ſtets ihr ergiebigſte
weil ſie bei dieſem allein, ohne darum auf die
ndrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinh
verſichert iſt.

Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher
wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. All
ußen gegeben werden muß, um das Gemüth in
[illegible] muß in der Vorſtellung

ſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch ein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, in welche ſich der letzte Entſchluß des Römers als nothwendig anſchließt. Ueberhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affect entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Cato's ganze äußere Lage hineindenken, und dann erſt ſind wir befugt, unſere Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſere Erkenntniß ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affect, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus

cht hinreichend; denn je heftiger das empfangene
gereizt wird, desto stärker äußert sich die rückwi
er Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese
Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, de
will; denn eben im Kampfe derselben mit dem
nlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die tra
gen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner
en Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindung
geheftet bleiben soll, so müssen diese periode
unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfin
t werden — um alsdann mit zunehmender Stärke
n und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks dest
euern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkung
nheit ist der Wechsel der Empfindungen das kr
. Dieser Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit
nd die Gradation der Eindrücke weckt das selbst
gen zum verhältnißmäßigen Widerstand. Unau
ieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sin
reiheit zu behaupten, aber nicht früher als a

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt voc Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmählich und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grunde liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen

r vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Ei
nes Dritten. Die Epopöe, der Roman, die ein
g rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach
e, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handel
den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das
ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und
nenden Affect; das Gegenwärtige verſtärkt ihn.
en Formen machen das Gegenwärtige zum Ver
lle dramatiſchen machen das Vergangene gegenwä
Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe
heiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindu
te der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenhe
n ſie entſprangen, und auf deren Veranlaſſung ſi
ſtellt ſie nachahmend dar; dieß unterſcheidet ſie
chen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſ
s Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlu
gie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwä
ndere Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragiſch es auch ſeyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affects, Charakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bei gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umſtände hervorfließen ſehen. So entſteht und wächst und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der große Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſtes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufordern, muß der tragiſche

eſetzt. Das Letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie ei
n Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausginge,
n Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu un
In dieſem Falle müßte ſie ſich ſtreng an hiſtor
t halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtell
ich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber
hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handl
zu rühren, und durch Rührung zu ergötzen. Be
ſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zweck
ben dadurch in der Nachahmung frei; ſie erhält M
ndlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen
t unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach il
ſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die
r unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimm
Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt
ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter
Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Geg
ſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läß

a seiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Uebertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der ſich ſchon vermöge ſeines Namens bloß zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Product ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fordert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch ſo pünktlicher Befolgung des Coſtume's, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menſchen" iſt hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Gränzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlich moraliſcher Weſen, dergleichen wie wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen malt, und Menſchen, welche ihnen gleichen, — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines

n Sinnlichkeit finden, mit einem [illegible]
erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subject ohne
und ſolche, die ſich ihm nähern, ſind zwar des
en Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnl
wiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſitt
aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum
n einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen
er abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wende
it Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche
ſo mit Recht den gemiſchten Charakteren den
das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entf
n dem ganz Verwerflichen und dem Vollkomme
e Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaft
itleidigen Affect zu erregen. Mehrere von den An
der tragiſche Dichter macht, ließen ſich ganz fü
andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem
u. a. benutzen; daß er aber gerade dieſen und kei
ch vorſetzt, befreit ihn von allen Forderungen,
[illegible] zusammenhängen, verpflichtet ihn al

ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniß. Dieſe wird durch jenen beſtimmt und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deßwegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchließend vor den übrigen leiſtet, muß ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der letztern beſteht alſo im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affect zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affect am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affect zu erregen.

Das Product einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden

[redacted] durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu
chen; andere ſind es, weil ſie durch die tragiſche
ndern Zweck als den der Tragödie erreichen.
unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einz
wegen, und wir ſind großmüthig oder unaufm
dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten
Verdienſt anzurechnen. Bei andern ſcheinen wi
ſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der
Schauſpielhauſe verſammelt hat, und zufrieden,
de Spiele der Einbildungskraft und des Witzes
unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht e
r ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die e
unſt (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen
Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämp
Kampfrichtern führen? — Die Genügſamk
ums iſt nur ermunternd für die Mittelmäßigkei
pfend und abſchreckend für das Genie.

Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände. *)

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter viererlei Claſſen bringen, die ſowohl nach ihrer objectiven Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiedenen ſubjectiven Beziehung auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke, ſondern auch dem Werth nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter dieſen iſt das Erhabene und Schöne allein der Kunſt eigen. Das Angenehme iſt ihrer nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunſt iſt, zu vergnügen, und das Gute, ſey es theoretiſch oder praktiſch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne, und unterſcheidet ſich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch ſeine Materie, denn nur der

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im fünften Stück der neuen Thalia vom Jahr 1793.

r nunftgemäße Form, das Schöne durch Vernu
e Form, das Angenehme durch gar keine Form.
d gedacht, das Schöne betrachtet, das Angen
ühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite ir
ung, das dritte in der materiellen Empfindung.
bstand zwiſchen dem Guten und dem Angeneh
meiſten in die Augen. Das Gute erweitert u
niß, weil es einen Begriff von ſeinem Object verſ
ausſetzt; der Grund unſers Wohlgefallens liegt ir
und, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zu
em wir uns befinden. Das Angenehme hingegen b
Erkenntniß ſeines Objectes hervor und gründet
keines. Es iſt bloß dadurch angenehm, daß es
wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, f
die Affectibilität der Sinne hinwegdenken oder ſie
ändern. Einem Menſchen, der Froſt empfindet, i
Luft angenehm; eben dieſer Menſch aber wird i
rhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In k
er, wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt.

ntſteht erſt aus dem Verhältniß eines Objects zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung desſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und mpfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subject nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groß er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von ſeinem Object verſchafft noch vorausſetzt. Es unterſcheidet ſich aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloß, inſofern dasſelbe zugleich ſinnlich iſt; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, inſofern dasſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne alſo hat eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worin die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder praktiſchen, Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der

nd es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn
gleich auch ſein Inhalt iſt. Auch das Gute iſt ein L
indung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angene
keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt
e, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das z
e Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einſ
Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenel
ten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Geger
unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich un
m ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ei
die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der
efallen könne; daß ein Gegenſtand ſeinem innern
s moraliſche Gefühl empören und doch in der Be
fallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, w
eſen verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Ver
müths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.
r hiermit iſt die Claſſification der äſthetiſchen Pr
bt erſchöpft: denn es gibt Gegenſtände, die z

in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objecte umkleidet — Alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergötzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöst in ſüße Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das angenehmſte gerührt werden, ergötzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle andern Töne überſtimmt oder ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichtsdeſtoweniger werden wir glauben, bei dem Tauſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber dieſes Schauſpiel der Natur *eher verderblich* als *gut* (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden), es iſt eher häßlich als ſchön, denn Finſterniß kann als

den bloßen Sinnen [illegible]

Nerven des Geſichts und des Gehörs durch
echslung von Dunkelheit und Licht, von dem
hers zur Stille peinlich angeſpannt und dann
n wieder erſchlafft werden. Und trotz allen
des Mißfallens iſt ein Gewitter für den, der
, eine anziehende Erſcheinung.

ten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll
ner wilder Hügel hervorragen, der dem Auge
Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen
n, als etwas, das die Schönheit der ganzen
anſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen
höher und höher werden, ohne das Geringſte in
n Form zu verändern, ſo daß dasſelbe Verhältniß
r Breite und Höhe auch noch im Großen bei-
d. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn
eil ihn ſeine zunehmende Größe nur bemerkbarer,
macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die
[illegible] zu vergrößern, ſo wird das Miß
[illegible]

ſem Berg eine ſolche Neigung, daß es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Größe einflößte, merklich geſchwächt werden — etwas Aehnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu verändern, *größer* machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir dieſen großen Gegenſtand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Größe *ſubjectiv* verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demſelben in den daneben geſtellten kleinern Bergen ein Maß verſchafften, womit es die Größe des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. *Größe* und *Schreckbarkeit* können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

ſo ſehr, als ſie un...
Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ... eſtes verfolgen, wie ſie die Fackel in ihren und ihn raſtlos von einem Orte zum andern lich, wenn die zürnende Gerechtigkeit verſöhnt und der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir nehmen Grauſen bei dieſer Vorſtellung. Aber ewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch nnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrigen Handkliche Actus eines Verbrechens, kann uns in der fallen. Die Medea des griechiſchen Trauerſpiels die ihren Gemahl ermordet, Oreſt, der ſeine , erfüllen unſer Gemüth mit einer ſchauerlichen im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu infangen, ſobald ſie ſich entweder dem Ungeheuren chrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und un Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine hef ... Werth nicht im Geringſten erhöh

für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erheben ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung gränzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſo viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle ſo viel Geſchmack finden läßt — alles dieß beweist für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande ſind.

Alle bisher angeführten Beiſpiele haben etwas Objectives in der Empfindung, die ſie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von etwas, „das entweder unſere ſinnliche Faſſungskraft oder unſere ſinnliche „Widerſtehungskraft überſchreitet, oder zu überſchreiten „droht," jedoch ohne dieſe Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniß oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen bis an ſeine Gränzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung

Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen
uren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenl
ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtee
ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtı
ewußtſeyn muß ſchlechterdings überwiegend ſeyn,
ße oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Wert
en ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bei ſolchen
n begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt,
man ſie mit dem Namen des Erhabenen, ob
enſtänden ſelbſt objectiv nichts Erhabenes zuko
alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu ne
n ein Object erhaben heißen ſoll, ſo muß es ſich u
n Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich
pt zwei verſchiedene Verhältniſſe denken, in welch
u unſerer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen
auch zwei verſchiedene Arten des Widerſtandes
er werden ſie als Objecte betrachtet, von dene
Erkenntniß verſchaffen wollen, oder ſie werden al

aneinander ſehen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden und zu ſortiren, iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein gibt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es iſt alſo bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muß dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematiſche heißen.*)

Von der äſthetiſchen Größenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Größe.

Er iſt zweihundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieſer viererlei Urtheile, welche ſich doch ſämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beiden erſten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, iſt ein Quantum. Jede Anſchauung jeder Verſtandesbegriff hat eine Größe, ſo gewiß dieſer eine

*) Siehe Kants Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

der Größe denn nur [illegible]
gleichartige Theile verbunden ſind. Soll alſo
ed zwiſchen Größe und Größe ſtatt finden, ſo
arin liegen, daß in der einen mehr, in der an
Theile zur Einheit verbunden ſind, oder daß die
n Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Q
liches ein anderes Quantum als Theil in ſich ent
dieſes Quantum ein Magnum.
rſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in
enthalten iſt, heißt dieſes Quantum meſſen (
), oder es zählen (wenn es nicht ſtetig iſt). A
aß genommene Einheit kommt es alſo jederzei
einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten
le Größe iſt ein Verhältnißbegriff.
en ihr Maß gehalten, iſt jede Größe ein Ma
ch mehr iſt ſie es gegen das Maß ihres Maßes
verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt.
es herabwärts geht, geht es auch aufwärts.
[illegible] ſobald mir es uns in einem

enthalten ſeyn kann, ſondern alle andern Größen unter ſich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Größe lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, ſeine Syntheſe ins Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läßt, wie groß ein Gegenſtand ſey, iſt er noch nicht (ſchlechthin) groß, und kann durch dieſelbe Operation der Vergleichung zu einem ſehr kleinen herabgewürdigt werden. Dieſem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur ſelbſt, dem aber nie eine Anſchauung entſprechen, und deſſen Syntheſis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da ſich das Reich der Zahl nie erſchöpfen läßt, ſo müßte es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müßte irgend eine Einheit als höchſtes und äußerſtes Maß aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groß erklären.

Dieß geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir ſteht, ſage, er ſey hoch, ohne ſeine Höhe zu beſtimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Größe nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß alſo ſchon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerſtes Maß gegeben ſeyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieſer Thurm iſt hoch, auch jedem andern dieſes äußerſte Maß vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maß liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein anderes als der Begriff ſeiner Gattungsgröße.

Jedem Ding iſt ein gewiſſes Maximum der Größe entweder durch ſeine Gattung (wenn es ein Werk der Natur iſt), oder (wenn es ein Werk der Freiheit iſt) durch die Schranken

ft. Ueberſchreitet ein [illegible]
e, ſo wird es uns gewiſſermaßen in Ver-
. Wir werden überraſcht, und unſere Er-
ſich; aber inſofern wir an dem Gegenſtand
nehmen, bleibt es bloß bei dieſem Gefühle
Erwartung. Wir haben jenes Maß nur
von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar
eit vorhanden, daß es immer zutreffen muß.
egen ein Erzeugniß der Freiheit den Begriff,
den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo
eine gewiſſe Bewunderung empfinden.
bloß die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich
von Schranken, was uns bei einer ſolchen
aſcht. Dort blieb unſere Aufmerkſamkeit bloß
ucte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war;
f die hervorbringende Kraft hingezogen,
oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig
nothwendig intereſſiren muß. Dieſes Intereſſe
[illegible] zeigen, als die Kraft, welche das [illegible] und die

ssprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maßstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äußerste Gränze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt; die Größe eines Thurmes kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstande schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut Großes, dem kein Maßstab gewachsen ist; ich verschweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewisse Classe von Dingen, also doch

en iſt; ich erkenne vielleicht [illegible]
r die Gränze meines Subjects iſt, ich lege
rtheilung meinen Privatbegriff von dem Ge=
Zweck eines Dinges unter. Der Materie
eine Größenſchätzung ganz ſubjectiv ſeyn,
Form nach objectiv, d. i. wirkliche Ver=
ng iſt. Der Europäer hält den Patagonen für
und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei
lkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſch=
tlehnt; in Patagonien hingegen wird er Wider=

Nirgends wird man den Einfluß ſubjectiver
ie Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bei
chätzung, ſowohl bei körperlichen als bei unkörper=
. Jeder Menſch, kann man annehmen, hat ein
ſt= und Tugendmaß in ſich, wornach er ſich bei
chätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der
rd das Geſchenk eines Guldens für eine ſeh
[illegible] ſeiner Freigebigkeit halten, wenn der Gro
[illegible] nach zu wenig zu geb

allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objectiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjectiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle vergleichende Größenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Größe; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das Maß überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äußerſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, um wie vielmal er es überſteige. Er iſt zwar ein Großes gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie ins Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Größe, weil dieſe allein den Grund eines Vorzugs in ſich enthalten kann, da alle comparativen Größen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäfte ſtill zu ſtehen, ſo muß es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Gränze ſetzt. Mit andern Worten: die Größenſchätzung muß aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muß äſthetiſch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Größe des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Größe mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen,

vermögen der Einbildungskraft, die von der [illegible]
Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung
erreichen, anderntheils aus dem vorgestell
der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen
Auf das Erste gründet sich die zurückstoßen
weite die anziehende Kraft des Großen und
Unendlichen.

ch aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche
Subject erzeugt wird, so muß doch in den Obje
Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese
ern Objecte uns zu diesem Gebrauch Anlaß ge
wir ferner bei unserm Urtheil das Prädicat des
n den Gegenstand legen (wodurch wir anden
dieſe Verbindung nicht bloß willkürlich vornehm
durch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen mein
unserm Subject ein nothwendiger Grund entha
um wir von einer gewissen Classe von Gegenstän
sen und keinen andern Gebrauch machen.

demnach innere und gibt äußere nothwen

uns rühren ſoll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß ſie ihr ganzes Comprehenſionsvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüthes mehr auf Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand bloß ein logiſches Object, und wird gar nicht vor das äſthetiſche Forum gezogen. Dieß iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das Aeſthetiſch-Große ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunft auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein discurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der große Gegenſtand gar nicht äſthetiſch; ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfordert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Die Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloßen Auffaſſung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darſtellungen Allheit geben zu wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der

Wilde mit dummer [illegible] Gegenſtand ob
nervte Weichling als einen Gegenſtand ob
n nicht ſeine Kraft, nur ſeine Ohnmacht zeigt.
fühlt ſich von großen Vorſtellungen peinlich
annt. Seine Phantaſie iſt zwar reizbar genug,
ellung des Sinnlich-Unendlichen zu verſuchen,
unft nicht ſelbſtſtändig genug, dieſes Unterneh-
zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf
ſinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem
nius, aber nur mit irdiſchen, nicht mit unſterb-
Dieſer Schwäche ſich bewußt, entzieht er ſich lie-
blick, der ihn niederſchlägt, und ſucht Hülfe bei
aller Schwachen, der Regel. Kann er ſich
ufrichten zu dem Großen der Natur, ſo muß die
ner kleinen Faſſungskraft herunterſteigen. Ihre
ten muß ſie mit künſtlichen vertauſchen, die ihr
ſeinem verzärtelten Sinne Bedürfniß ſind. Ihren
ie ſeinem eiſernen Joch unterwerfen, und in di
[illegible]mäßigkeit ſich ſchmiegen. So ent
[illegible] der en

)ecoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem e ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in be=heidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppig=:en Freiheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren. *)

Zu den objectiven Bedingungen des Mathematiſch=Erhabenen ehört fürs Erſte, daß der Gegenſtand, den wir dafür erkennen)llen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; fürs weite, daß er uns das höchſte ſinnliche Maß, womit wir alle örößen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne as Erſte würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert wer=en, eine Darſtellung ſeiner Totalität zu verſuchen; ohne das weite würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor lugen kommen kann, denn alle Raumgrößen müſſen ja in dem=:lben liegen. Nichtsdeſtoweniger bemerken wir, daß oft ein inziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern indruck des Erhabenen zu geben im Stande iſt, als der ganze eſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend ndere Größen in ſich faßt. Das kommt daher, weil uns der orizont nicht als ein einziges Object erſcheint, und wir alſo icht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zu=ammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle

*) Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neueren Zeiten ziemlich dasſelbe Schickſal, und zwar bei denſelben Natio=nen gehabt. Dieſelbe Tyrannei der Regel in den franzöſiſchen Gär=ten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shak=ſpeare; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin= und herſchwanken.

, weil ſie an [illegible]
bildungskraft ſich um ſo weniger erweitern
dung derſelben zu verſuchen.
e Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß
kraft die Totalität der Darſtellung an dem ge-
ande fruchtlos verſucht, und dieß kann nur
n, daß das höchſte Größenmaß, welches ſie auf
faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addirt, als
eutlich zuſammen denken kann, für den Gegen-
ſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daß Gegen-
cher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck
n, und daß der minder große dieſen Eindruck
hervorbringen können, wogegen doch die Erfah-
Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten
das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener
mel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als
deſſen Wellen ihn umſpülen. Man muß ſich aber
erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welche
[illegible] dann erfolgt, wenn ſich die Im-

verhältnißmäßig ſtärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

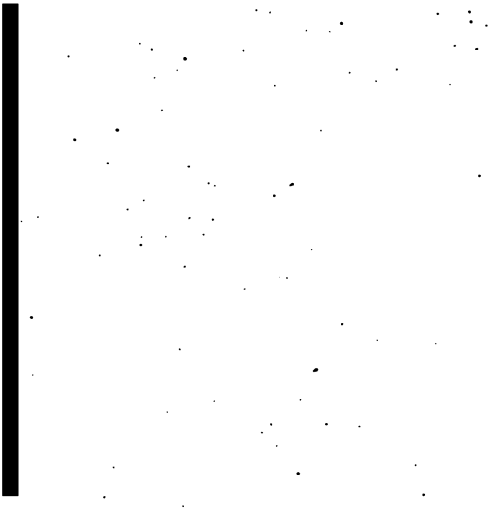
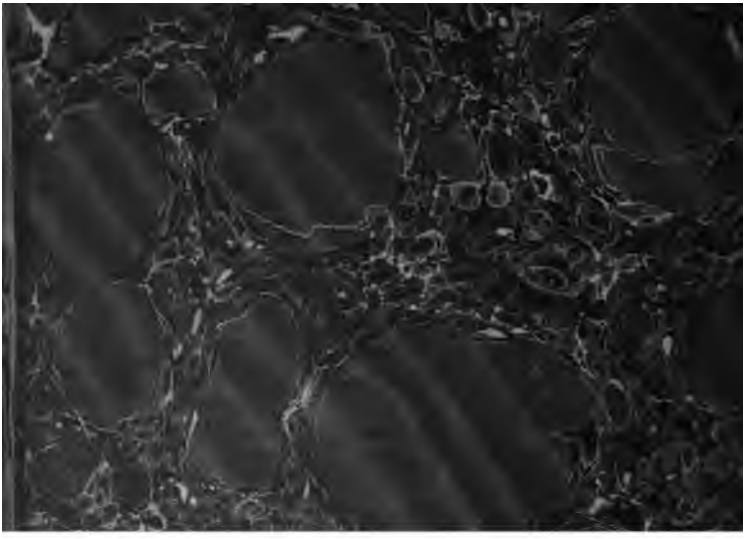
Alle ſinnlichen Größen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße iſt (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen), ſo wird dennoch die Zahlgröße ſelbſt nur inſofern, als ich ſie in eine Raumgröße verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit, und, wenn ich ſie in Allheit begreifen will, für meine Phantaſie überſchwenglich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröße anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchſte Raumgröße, die ich in Einheit zuſammenfaſſen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Object uns groß erſcheinen ſoll.

Das Große im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

> ni faceret, maria ac terras coelumque profundum
> quippe ferant rapidi secum —).

Höhen erſcheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß ſich das

höhe, weil die [illegible]

Soll eine große Höhe ſchreckhaft [illegible]
r uns erſt hinaufdenken, und ſie alſo in
ndeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht
n einen mit Blau untermiſchten bewölkten
Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſ-
ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauer-
s ſeine Höhe gibt. Dasſelbe geſchieht in noch
enn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch
einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Ob-
das Auge fällt, unſere Einbildungskraft zu
ner Totalität unwiderſtehlich nöthigt. Höhen
rken nämlich auch ſchon deßwegen ſtärker auf
Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung
d. Eine Länge hat an dem Horizont immer
b, unter welchem ſie verliert, denn ſo weit ſich
ſtreckt, ſo weit erſtreckt ſich auch der Himmel.
das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Him-
[illegible] lehrt bloß der Verſtand, nicht das Auge,
[illegible] ſeine Höhe die Berg

on der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt alſo, im figürlichen Sinne, wirklich den Himmel, wenn er hält denſelben für unſere ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel *fallen*, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedrigt werden.